

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 6/7

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Fakultät Linz

Die « Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt » (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufsätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel.

Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte in Maschinschrift einseitig beschrieben, spationiert (auch und besonders die Fußnoten) und in druckreifem Zustand einzusenden (eine Zusammenfassung, deren Umfang 10-15 Zeilen nicht übersteigen soll, ist sehr erwünscht).

Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertitel, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach LThK² und IATG richten. Biblische Namen (mit Ausnahmen) nach den Loccumer Richtlinien, Bibelzitate nach der deutschen Einheitsübersetzung. Hebräische Texte werden in Transkription gedruckt.

Anschriften der Mitarbeiter

D. Catchpole, University of Lancaster, Furness College, Bailrigg, Lancaster, LA1 4YG

H. Giesen, Waldstraße 9, Postfach 1127, D-5202 Hennef (Sieg) 1

F. Laub, Hilblestraße 19, D-8000 München 19

C.-P. März, Arndtstraße 2, DDR-508 Erfurt

F. Mußner, Domplatz 8, D-8390 Passau

M. Theobald, Karl-Esser-Straße 1/VI, D-8400 Regensburg

© Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1982. Alle Rechte vorbehalten.

Bestelladresse:

Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt
A-4020 Linz, Harrachstraße 7/Austria

INHALTSVERZEICHNIS

FRANZ MUSSNER	
Der Messias Jesus	5
ALBERT FUCHS	
Entwicklungsgeschichtliche Studie zu Mk 1,29-31 par Mt 8,14-15 par Lk 4,38-39	21
DAVID CATCHPOLE	
The ravens, the lilies and the Q hypothesis. A form-critical perspective on the source-critical problem	77
CLAUS-PETER MÄRZ	
« ... mich habt ihr nicht allezeit ». Zur Traditionsgeschichte von Mk 14,3-9 und Parallelen	89
FRANZ MUSSNER	
Die Gemeinde des Lukasprologs	113
MICHAEL THEOBALD	
Das Gottesbild des Paulus nach Röm 3,21-31	131
FRANZ LAUB	
Verkündigung und Gemeindeamt. Die Autorität der ἡγούμενοι Hebr 13,7.17.24	169
HEINZ GIESEN	
Heilszusage angesichts der Bedrängnis. Zu den Makarismen in der Offenbarung des Johannes	191
REZENSIONEN	225

REZENSIONEN

H. Köster, Einführung in das Neue Testament im Rahmen der Religionsgeschichte und Kulturgeschichte der hellenistischen und römischen Zeit, Berlin-New York 1980 (Verlag W. de Gruyter), XIX+801 Seiten, 1 Faltkarte, geb. DM 78,-

Wie der Verfasser den Leser im Vorwort wissen läßt, handelt es sich bei dieser Einführung in das NT nicht um eine Einleitung im üblichen Sinn, in der Fragen der Verfasserschaft, Entstehungszeit, Integrität, Inhalt der verschiedenen ntl. Schriften u. ähnliches behandelt werden, noch um eine frühchristliche Literaturgeschichte. Köster « geht es vielmehr um die Darstellung des geschichtlichen Ablaufs » (VII) jenes Zeitabschnittes, in dem das NT entstanden ist, was ihn dazu nötigt, neben dem zeitgeschichtlichen Hintergrund und den Büchern des NT noch rund 60 andere frühchristliche Schriften in die Erörterung einzubeziehen. Entsprechend der geringeren Intensität der Forschung in diesem Bereich vermerkt der Autor, daß auf diesem Gebiet die erzielten Resultate oft weniger sicher sind, sofern überhaupt welche vorliegen, und daß er es deshalb, besonders bei relativ neuen Funden, vorzieht, « durch Hypothesen die Forschung voranzutreiben als das neue Material einfach links liegen zu lassen » (VIIIf). Vielleicht um Einwände gegen die von ihm vorgelegte Interpretation von vornherein abzuwehren und ihnen zuvorzukommen, möchte Köster gleich anschließend unterstrichen wissen: « Wer sich in das Neue Testament einarbeiten will, kann bei der heutigen Forschungslage keinen sorgfältig abgesteckten Bereich gesicherter Ergebnisse erwarten » (VIII). Nebenbei erfährt man auch, daß die Vorarbeiten zu dem umfangreichen Kompendium hauptsächlich in den letzten zwei Jahrzehnten aus Vorlesungen an der Harvarduniversität entstanden sind, was die in vielem eindrucksvolle Sachkenntnis und Synthese verständlich macht. In den Literaturangaben, die sich auf das Wichtigste beschränken, überwiegen die protestantischen Autoren bei weitem, teilweise zum Nachteil größerer sachlicher Ausgewogenheit und Objektivität.

Der riesige zu bewältigende Stoff wird zunächst auf zwei Bereiche verteilt, deren erster « Geschichte, Kultur und Religion des hellenistischen Zeitalters » (1-293) umfaßt, während der zweite der « Entstehung und Geschichte des Christentums in der Römischen Kaiserzeit » (295-785) gewidmet ist. Innerhalb des ersten Teiles findet der Leser einen Überblick über die geschichtlich-politischen Ereignisse des in Frage kommenden Abschnitts; weitere Kapitel sind der Gesellschaft und Wirtschaft; Bildung, Sprache und Lite-

ratur; Philosophie und Religion und abschließend dem Judentum der hellenistischen Zeit gewidmet. Sicherlich liest jeder, der mit dem NT zu tun hat, den letztgenannten Abschnitt mit größerem Interesse, auch wenn die breit angelegte, in der Form eines Lehr- und Schulbuchs gehaltene Darstellung der übrigen Realien in ihrem Wert außer Zweifel steht. Vielen wird gerade der Kompendienstil, der zusammenfaßt und Überblicke schafft, der ohne Anmerkungen auskommt, nur jeweils zu den einzelnen Themen und Abschnitten einige Literatur im voraus anführt, willkommen sein. Für den Anfänger und Theologiestudenten mag sich das empfehlen, andere werden aber doch die Einzeldokumentation ein wenig vermissen, gerade wenn es um nicht so gesicherte oder sogar gewagte Thesen geht, wie sie besonders im zweiten Teil nicht ganz selten sind. Insgesamt läuft der bisher beschriebene Stoff weitgehend mit einer ntl. Zeitgeschichte parallel, in der, um bloß Beispiele anzuführen, das Griechentum Siziliens im 4. vorchristlichen Jh. (30f) ebenso Platz findet wie die Glasmanufaktur der Antike (81), sodaß man den Titel «Einführung in das NT» schon gehörig ausweiten muß und den Untertitel, der Kulturgeschichtliches ankündigt, nicht übersehen darf, um das präsentierte Material noch in diesem Buch zu vermuten. Man kann natürlich über die Grenzen einer Einführung in das NT verschiedener Ansicht sein; die Kenntnis der biblischen Realien und des zeitgeschichtlichen Hintergrunds in größerem Ausmaß wird gerade bei tieferem Eindringen in das NT niemand vernachlässigen dürfen. Man muß dem Autor auch dankbar sein, daß er einen so riesigen Stoff innerhalb eines Bandes vorlegt, aber für den durchschnittlichen Theologiestudenten wird sich wohl auch weiterhin die übliche Einleitung mehr empfehlen.

Der zweite Teil des Werkes beginnt zunächst wieder, dem Titel entsprechend, mit einem ausführlichen historischen Abriß über das Römische Reich als Erbe des Hellenismus. Dabei kommt nach den politischen Ereignissen die geistige und religiöse Welt Roms zur Sprache, wobei auch diesmal das Kapitel, wieweit Palästina und das Judentum davon betroffen sind, diesen Paragraphen beschließt. Auch hier ist kaum daran zu zweifeln, daß der ntl. Leser vermutlich dem letzten Punkt mehr Aufmerksamkeit abgewinnt als den vorausgehenden. Nach dieser Reise in die Umwelt des Christentums und des NT wendet sich Köster nun Fragen zu, die in engerem, traditionellem Sinn in einer ntl. Einleitung herkömmlicher Art behandelt werden, wie Entstehung der ältesten christlichen Schriften, Fragen der Textüberlieferung (die relativ ausführlich besprochen wird), Literarkritik, Probleme der Form- und Traditionsgeschichte, während man eine Stellungnahme zur redaktionsgeschichtlichen Methode

oder zur Linguistik hier jedoch vergeblich sucht. Bevor die speziellen Einleitungsfragen an die Reihe kommen, steht der Leser zwei Kapiteln über Gestalt und Bedeutung Johannes des Täufers und Jesu gegenüber. Die Fortsetzung bildet ein kurzer Abschnitt über die ersten christlichen Gemeinden, bis Paulus den Autor für länger in Beschlag nimmt. Zuerst geht es um Herkunft, Erziehung und Berufung, dann die Chronologie des Paulus und das Problem des Apostelkonzils, die Missionstätigkeit in den verschiedenen Zentren mit den Briefen, die dort entstanden sind. Interessant ist hier die Vorstellung der Missionsmethode, zu der der Autor gelangt: « Es handelt sich ... nicht etwa um die bescheidenen Anstrengungen eines einzelnen Missionars, sondern um eine wohl durchdachte Organisation größeren Ausmaßes, zu der die Briefe als wichtiges kirchenpolitisches Instrument gehörten » (544). Wie zu erwarten, kommen Teilungshypothesen kräftig zum Zug und schlägt sich die radikale Kritik an der Apg ausgiebig nieder, nicht immer in einer Weise, die jeden sofort von der Richtigkeit der allzu sicheren Thesen des Autors überzeugt.

Nach der Vorstellung der Person und der Missionstätigkeit des Paulus in einer sehr stimulierenden, manchmal aber auch wie erwähnt etwas vorschnell anmutenden Weise versucht Köster den Gang der Entwicklung der christlichen Verkündigung nachzuzeichnen in den verschiedenen Phasen und Strömungen, die auf Paulus folgen oder zugleich mit ihm und neben ihm vorhanden sind. Dabei geht der Verfasser geographisch vor und gliedert diesen Überblick in die Gebiete Palästina und Syrien; Ägypten; und Kleinasien —Griechenland —Rom. Wegen der Fülle des Stoffes, der diskutiert wird, können hier kaum mehr als Überschriften zur Orientierung angegeben werden. Im syrisch-palästinischen Raum wird die hinter Q stehende Gemeinde behandelt, Jesus als Weisheitslehrer und Fragen der Gemeindeorganisation (Jak, Didache) gestreift, was insgesamt die Tradition der Jesusworte zum Gegenstand hat. Darauf folgen Überlegungen zu den Petrustraditionen, zum Mk-Ev, das nach K. in Antiochien entstanden ist, und dessen Überarbeitung im Mt-Ev. Dann folgen Thesen zum johanneischen Kreis und zum Judenchristentum. Zuletzt kommt Syrien als Ursprungsland der christlichen Gnosis in den Blick. Auch im Bereich Ägyptens und hier besonders beansprucht die Gnosis, vor allem die Schriften von Nag Hammadi, und die christliche Auseinandersetzung mit ihr große Aufmerksamkeit.

Im Abschnitt « Kleinasien, Griechenland, Rom » kommt die nachpaulinische, im Vergleich zu Syrien und Ägypten sehr eigenständig verlaufene Entwicklung der christlichen Gemeinden zur Sprache. Köster ordnet hier 2 Thess, Jud und Apk ein, die alle

eine Erneuerung der Apokalyptik oder eine Auseinandersetzung mit ihr darstellen, wozu außerhalb des NT noch der Hirt des Hermas komme. Darauf folgt ein Kapitel über die Verkirchlichung der paulinischen Theologie. Der Kol wird als Kampf gegen den Synkretismus interpretiert, der Eph als solcher gegen die Gnosis. Um die Fortführung der paulinischen Tradition geht es auch im Hebr mit seiner alexandrinisch-allegorischen Schriftauslegung, die sich auch im Barnabasbrief findet. Ignatius und 1 Clem sind weitere Stationen auf dem Weg von Paulus zur Amtskirche, für die Paulus und Petrus zu führenden Autoritäten werden. 1 und 2 Petr und die Past folgen. Den Abschluß bildet ein Abschnitt über das Christentum in der Auseinandersetzung mit der Welt, in dem die 1k Schriften zur Diskussion kommen. Nach K. ist «ein Mitarbeiter des Paulus... als Verfasser der Apostelgeschichte nicht vorstellbar. Man kann einem Mann, der mit der Missionsarbeit des Paulus eng verbunden war, nicht zutrauen, daß er die paulinischen Briefe unterdrückt (oder etwa gar nichts von ihnen weiß) und ein Paulusbild zeichnet, das ganz dem von den Gegnern des Paulus im 2. Korintherbrief propagierten Ideal des Missionars entspricht» (749). Die Abfassung des Evangeliums setzt K. auf «nicht später ... als ca. 125; die Apostelgeschichte könnte ein Jahrzehnt später geschrieben sein» (aaO.). Obwohl es längst viele Argumente dagegen gibt, beurteilt der Autor mit Conzelmann die Zeit Jesu als die Mitte der Zeit (752), sieht er Lk dem Zwang ausgesetzt, immer wieder Aretalogien zu benutzen, während er «dort, wo er als Historiker schrieb, weitgehend auf seine Erfindungsgabe angewiesen» gewesen sei (755), und macht er den Evangelisten zum Apologeten, der den Juden die alleinige Schuld am Schicksal und Tod Jesu zuschreibt (758). Wenn der Autor der Apg «die langjährige und mühsame Arbeit des Paulus, in der er seine Gemeinden aufbaute und stärkte, zu einem fast atemberaubenden Reiseunternehmen (15,40-21,14)» macht (760f), so ist diese Darstellung der «Tätigkeit des Paulus in der Form von Missionsreisen ... ganz unhistorisch, da Paulus seine Mission offenbar von bestimmten Stadtzentren aus betrieb» (535). Wie schon in früherem Zusammenhang erwähnt, lesen sich die Erörterungen des Autors hier und in seinem ganzen Buch meist sehr anregend, wenn man auch zögert, ihnen überall blindlings zu folgen. Zwar hebt der Verfasser wie erinnerlich gleich zu Beginn seines Buches hervor, daß der ntl. Exeget «bei der heutigen Forschungslage keinen sorgfältig abgesteckten Bereich gesicherter Ergebnisse erwarten» könne (VIII) und daß «auf vielen ... Teilgebieten ... der Fachmann ein besseres Urteil haben» werde als der Autor (aaO.), doch fragt man sich trotz dieses Eingeständnisses und dieser Absicherung, ob

— auch in einem Kompendium, das nicht auf alle Details eingehen kann, — die stellenweise sehr radikale und einseitige Propagierung bestimmter Thesen für den Leser ein Gewinn ist und ob nicht, bei einem so voluminösen Werk, wie es nun vorliegt, dem Benützer besser gedient gewesen wäre, wenn er auch von Thesen gehört hätte, die von den vom Verfasser vertretenen abweichen oder ihnen widersprechen. So steht man an einzelnen Punkten mehr einer protestantischen Dogmatik der Bultmannschule gegenüber als dem Resultat umfassender und ausgeglichener Forschung, obwohl man sich schwer tut, dies festzustellen angesichts einer im übrigen erstaunlichen Synthese des Materials, großer Stoffkenntnis, flüssiger und leicht leserlicher Darstellung sehr verschiedener Themen und einer eindrucksvollen Konfrontation mit den Fragen und Problemen der heutigen oder jüngst vergangenen Forschung, wenn auch zum letzten Punkt nochmals betont werden muß, daß dem Leser zu oft als Resultat der Forschung vorgestellt wird, was in Wirklichkeit nur eine Meinung, manchmal sogar eine überholte oder unhaltbare, ist.

So kann man etwa zumindest fragen, ob es zutreffend ist und dem exegetischen Stand der Forschung entspricht, wenn K. die Menschensohnworte als historisch rundweg bestreitet (512.521), wenn man, um nur zwei Beispiele zu nennen, bei W.G. Kümmel, Heilsgeschehen und Geschichte, II, 201-214 (1975!) und A. Strobel, Die Stunde der Wahrheit (WUNT, 21), Tübingen 1980, 75.92f und passim sehr fundiert das entschiedene und weit plausible Gegenteil lesen kann, wobei die Texte sorgfältig untersucht werden und nicht ein wenig oberflächlich lang und laut Verbreitetes, wenn auch schlecht Fundiertes wiederholt wird. Ähnlich zurückhaltend wird man sein, wenn Köster immer wieder und ohne jeden Vorbehalt (vgl. z.B. 431.481.602.606) den Wundergeschichten des NT aretalogischen Charakter unterstellt, wenn dieses Konzept nicht bloß an sich fraglich ist, sondern auch von der Forschung in Abrede gestellt wird (vgl. z.B. F. Annen, Heil für die Heiden. Zur Bedeutung und Geschichte der Tradition vom besessenen Gerasener [Mk 5,1-20 parr.] [FThSt, 20], Frankfurt 1976[!], 127-132). Es mag leicht sein, auf solche oder ähnliche Literatur zu verzichten; der Wahrheit wäre der Autor wahrscheinlich näher gewesen, wenn er auf solche Gegenstimmen mehr bzw. überhaupt Rücksicht genommen hätte!

Noch einseitiger und nur aus dem Erbe einer theologischen Schule verständlich, als deren Gefangener sich Köster mehrfach erweist, scheint das Urteil zu sein, daß die « Frage nach dem historischen Kern der Geschichte des synoptischen Erzählungsstoffes... schwierig und *durchweg unsachgemäß* » sei (497; im Original nicht kursiv), « weil alle diese Geschichten der Mission, der Erbauung,

dem Kult, sowie theologischen Interessen der Christologie dienstbar sind und das Problem historisch zuverlässiger Überlieferung nicht kennen » (aaO.). Es ist wohl unbestritten, daß für die Evangelisten und ihre zahllosen anonymen Vorläufer nicht das historische Interesse, sondern die theologische Verkündigung im Vordergrund stand und das *erste* Anliegen war. Damit ist aber historisches Interesse noch lange nicht ausgeschaltet, sondern im Gegenteil vielfach impliziert. Stellvertretend für alle anderen Fälle sei nur die Beelzebuldiskussion Mk 3,22-30 und Parallelen genannt, die auf der Ebene des historischen Jesus wie auf der der Urkirche sehr deutlich zeigt, daß die Kontroverse um die Bedeutsamkeit der Wunder Jesu unauflöslich mit der Frage nach dem historischen Geschehen verknüpft ist. Daß die Kerygma-Theologie und die existentielle Interpretation Bultmanns und seiner Anhänger dieses Faktum wenig brauchen können, ist bekannt. Andererseits müßte wohl auch im Umfeld dieser Theorien zur Kenntnis genommen werden, daß sich die weltanschaulichen Voraussetzungen dieser Hypothesen und Konstruktionen inzwischen vielfach als brüchig erwiesen haben und die Wiederholung so angeschlagener Behauptungen ohne jeden Bezug auf Literatur, die andere Interpretationen nahelegt, nicht gerade wissenschaftlich anmutet (vgl. z.B. H.K. Nielsen, Ein Beitrag zur Beurteilung der Tradition über die Heilungstätigkeit Jesu, in: SNTU 3 [1978] 58-90; S. Ruager, Das Reich Gottes und die Person Jesu [ANTJ, 3], Frankfurt 1979; W.G. Kümmel, Das Problem des historischen Jesus in der gegenwärtigen Diskussion, in: *ders.*, Heilsgeschehen und Geschichte [MTS, 3], I, 417-428; G. Strecker, Die historische und theologische Problematik der Jesusfrage, in: EvTh 29 [1969] 453-476, und die ganze Kritik, die Bultmann und seine Schüler in den letzten Jahren erfahren haben). Daß « die Ausgabe des Markusevangeliums, die Matthäus und Lukas benutzen, ... sich wesentlich von dem uns überlieferten Markusevangelium (unterschied) » (449), möchte der Rezensent auf der Basis von Deuteromarkus sicher nicht bestreiten, ist aber für Köster als Anhänger der Zweiquellentheorie erstaunlich, wenn diese dem herrschenden Trend konträre Auffassung auch gerade deshalb nachdrücklich auf eine für die Zweiquellentheorie brisante Tatsache aufmerksam macht, die aber nicht so gelöst werden kann, wie K. wenn auch nur als Frage zu überlegen gibt (vgl. 604). Daß den Evangelisten Mt und Lk Q « in jeweils unterschiedlichen Bearbeitungen vorlag » (479), liest man bei K. nicht als erstem, aber die Sache müßte klarer entschieden sein, daß man sie so uneingeschränkt vertreten dürfte, wie der Verfasser es tut. Die undifferenzierte Gleichsetzung der « Taufe mit Geist und Feuer » Mt 3,11 mit dem möglichen Gericht (504) ist

zwar ebenfalls eine populäre Meinung, nimmt aber keine Rücksicht auf das historische Profil der Perikope Mk 1,1-8 parr. (vgl. A. Fuchs, Die Überschneidungen von Mk und Q nach B.H. Streeter und E.P. Sanders und ihre wahre Bedeutung [Mk 1,1-8 parr], in: W. Haubeck-M. Bachmann [Hgg], Wort in der Zeit. Neutestamentliche Studien [= Fs. K.H. Rengstorf], Leiden 1980, 28-81), um von weiteren fraglichen Punkten in Kösters Buch, die nur Einzelheiten betreffen, abzusehen. So kommt man auch nach diesen Einzelbeobachtungen wieder zu dem Urteil, das weiter oben schon ausgesprochen wurde, daß sich nämlich sehr viel Sachkenntnis, moderne Exegese und das Erbe einer weltanschaulich bestimmten « Schule » in einer Weise miteinander verquicken, daß Glänzendes, Interessantes und Nützlichendes zusammen mit Überholtem, Fraglichem und Unsicherem einen gelegentlich schwer entwirrbaren Knäuel bilden. Man mag auch einem Lehrbuch zugestehen, daß es anregen und provozieren soll, aber ungeprüft wird man trotzdem nicht überall folgen dürfen. So kann man das Buch Kösters als Lektüre empfehlen, das reichen Gewinn bringt, aber man wird sich das kritische Urteil nicht ersparen dürfen.

Linz

A. Fuchs

F.J. Schierse, Einleitung in das Neue Testament, Düsseldorf 1978 (Patmos Verlag), 171 Seiten, kart. DM 13,80

Der bekannte Exeget bietet in diesem schmalen Band eine eigenständige, umfassende Übersicht über das Werden des NT, die Anstöße und Faktoren dazu, über die Entstehung der einzelnen Schriften, die Herausbildung des Kanons und über die wichtigsten Methoden zur Erforschung der Überlieferung des Evangelienstoffes.

Im Anhang wird über außerbiblische Schriften im Zusammenhang mit dem NT und über wichtige Zeugnisse der Alten Kirche über die Entstehung der einzelnen Schriften des NT informiert. Jeder Abschnitt ist mit Hinweisen auf wichtige Literatur abgeschlossen.

Schon der Aufbau zeigt den gut durchdachten, eigenständigen Aufbau. Auf einen Rückblick über die Geschichte der sog. Einleitungswissenschaft folgen Abschnitte über Text und Textgeschichte, Kanonwerdung, Methoden neutestamentlicher Exegese, Anfänge der ntl. Tradition, die echten paulinischen Briefe, die synoptischen Evangelien, die Apostelgeschichte, die deuteropaulinischen Briefe samt Hebräerbrief, die johanneische Literatur und die übrigen « katholischen » Briefe. Schierse geht also dem Prozeß der Entstehung des NT organisch nach und denkt auch über die Faktoren nach, die diesen Prozeß bestimmen. Es sind wichtige kirchenstiftende

Faktoren, die auch auf diesen Prozeß einwirken. Zu den echten « Paulinen » rechnet er nicht 2 Thess sowie Kol, Eph, die Pastoralbriefe; bei 2 Kor vertritt er die Auffassung, daß in Kp. 10,1-13,10 der von Paulus erwähnte Tränenbrief enthalten ist, der heutige Brief also aus mehreren Stücken zusammengestellt ist.

Zu jedem Schreiben gibt Schierse eine Inhaltsübersicht, weist auf Anlaß und tragende Gedanken hin, zeigt das Wechselverhältnis von Situation und theologischer und seelsorglicher Antwort auf und bietet Lesehilfen, Anstöße zum Nachdenken und Hinweise zur Weiterarbeit an. Er setzt sich auch je und je mit anderen Thesen auseinander, beteiligt also den Lesenden am wissenschaftlichen Gespräch. So erweist sich dieser schmale Band als ein sehr anregendes Arbeitsbuch, das allerdings eine eingehende Arbeit an den Texten und eine gewisse biblische Urteilsfähigkeit über Methoden und heutige Auffassungen der Einleitungswissenschaft und Exegese voraussetzt. Da Schierse auch eigenständige Auffassungen vertritt, kann das Werk nicht als erste Einführung gewertet werden, sondern dürfte am besten als Kompendium und Tutor der Einleitungswissenschaft für Studierende der Theologie und Religionspädagogik an Gymnasien zu charakterisieren sein. Sein Studium sei aber auch Seelsorgern und Religionslehrern empfohlen, die schon seit geraumer Zeit das Studium hinter sich haben. Sie werden zunächst erstaunt und herausgefordert sein, dann aber sich voll Gewinn mit den Fragen, Hinweisen und Thesen konfrontiert sehen, die dieses originelle und anregende Arbeitsbuch bietet.

Passau

O. Knoch

E.E. Ellis, *Prophecy and Hermeneutic in Early Christianity. New Testament Essays* (WUNT, 18), Tübingen 1978 (Verlag J.C.B. Mohr), XVII+289 Seiten, geb. DM 83,-

Aufsatzsammlungen wie diese sind heute ein verbreitetes literarisches Genus, das seine Vor- und Nachteile hat. Nachteile, weil u.U. Arbeiten aus relativ weit auseinanderliegenden Forschungsbereichen in *einem* Band gesammelt sind und jeweils, was für Festschriften noch viel mehr zutrifft, nur ein Teil von ihnen für den durchschnittlichen Benützer brauchbar ist. Vorteile, weil oft entlegene Beiträge leicht erreichbar werden, ältere Aufsätze manchmal Neubearbeitet erscheinen und eine größere Sammlung von Abhandlungen auch das Profil des Verfassers deutlicher hervortreten läßt, was wieder für die Beurteilung des Inhalts Konsequenzen haben kann. So hängt es also vom konkreten Fall ab, was man vor sich hat.

Die Aufsätze von Ellis gehören ohne Zweifel der zweiten Kategorie an. Nicht nur daß sie teilweise überarbeitet sind, es handelt sich auch um Studien, die zwei heute sehr aktuellen Themenkreisen, die auch das besondere Interesse des Verfassers gefunden haben, gewidmet sind, den Pneumatikern und ihrer Rolle in der Urkirche, und wie sich das Element des Prophetischen in der frühchristlichen « Exegese » ausgewirkt hat.

Ellis beginnt mit einem Überblick über die, wie sich herausstellt, überaus große Zahl der Mitarbeiter des Paulus, wobei er sich im besonderen für die Funktionen interessiert, die sie entsprechend ihren verschiedenen Bezeichnungen ausüben. Typischerweise werden sie in den Paulusbriefen nie Schüler oder Jünger des Paulus genannt, wie sie auch nicht offiziell als Lehrer, Propheten oder Hirten erscheinen. Vielmehr lassen die Namen συνεργός, ἀδελφός, διάκονος, ἀπόστολος und andere auf verschiedene freiwillige Mitarbeiter in der Mission des Paulus schließen, die vielfach auf charismatische Weise das Amt von Lehrern, Predigern und anderen Tätigkeiten in der Verkündigung und im Missionswerk ausüben. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß sich Ellis wenn auch widerstrebend von der Auffassung trennen mußte, das charismatische Element sei dem funktionellen, amtlichen immer vorausgegangen. Nach seiner Meinung war *beides von Anfang an* da.

Im folgenden Beitrag über die Geistesgaben in den paulinischen Gemeinden differenziert der Verfasser zwischen Charismen im allgemeinen und pneumatischer Begabung im besonderen, die sich vor allem auf Predigt und Lehre bezieht, ganz konform mit dem jüdischen Denken, aus dem Paulus kommt. Von dorthier stammt auch die Vorstellung, daß Engel oder Dämonen als Urheber hinter pneumatischen Phänomenen zu suchen seien, was seine Parallele in Qumran hat, wie auch die von dort bekannten Weisheitslehrer (maskilim) manches mit den Pneumatikern gemeinsam haben. Anders als Bultmann, Schmithals und U. Wilckens vertreten, leiten sich dementsprechend auch die Begriffe Weisheit und Erkenntnis nicht aus gnostischen Vorstellungen ab, sondern sind in der jüdischen Welt verwurzelt. Bei Paulus ist Weisheit konkret personifiziert und auf Christus bezogen, während Erkenntnis die Vermittlung der Einsicht in den Heilsplan Gottes bedeutet, der wiederum christologisch verstanden wird. Die korinthischen Geistphänomene sind ebenfalls von diesem Hintergrund her zu begreifen, aus dem AT und der persönlichen Erfahrung des Paulus. Der Gefahr, daß sich das Pneumatische zum Phantastischen entwickelt, begegnet Paulus mit dem entschiedenen Hinweis darauf, daß alle Geistesgaben und Geistphänomene um die historische Person eines Gekreuzigten

kreisen, was alle Interpretationen auf dem Boden der einzig maßgebenden Realität verankert.

Das nächste Kapitel über Paulus und seine Gegner bringt zuerst einen Überblick über die Föschung, erörtert das Problem dann aber auf selbständige Weise, verschieden nach Briefen, und kommt zur Erkenntnis, daß die Gegner der paulinischen Mission hauptsächlich aus der Anhängerschaft der gesetzestrengen Hebräer von Jerusalem kommen, sodaß es sich nicht um vereinzelte Falschlehrer handelt, sondern um eine rivalisierende Mission, zu der auch einstige Mitarbeiter des Paulus selbst gehören. Paulus sieht sich damit einer Richtung gegenüber, die wurzelhaft auch schon im vorchristlichen Judentum durch ihre rigorose Mentalität mit den Hellenisten in starker Spannung stand. Im christlichen Sinn ist die Aufgabe eines « Propheten » weithin identisch mit Schrifterklärung und Stärkung der Gemeinde durch das geisterfüllte Wort, was umgekehrt erkennen läßt, daß Presbyter meist Theologen waren.

Der zweite Teil beginnt mit einer Untersuchung über den Schriftgebrauch des NT. Hier findet man interessante Beobachtungen zu den Einleitungsformeln, den λέγει κύριος-Zitaten und den πιστός ὁ λόγος-Worten, von denen die beiden letzteren die Tätigkeit der christlichen « Propheten » widerspiegeln. Dann wird auf das Verhältnis von Zitat und Midrasch eingegangen, auf die Pescher-Interpretation und den « Einleitungs-Midrasch » der jüdischen Synagoge, der nach Ellis größte Verwandtschaft mit ntl. Auslegung hat. Die Untersuchung des Pescher-Midrasch in den Paulusbriefen bringt an den Tag, daß es sich weder um Buchstabenexegese noch um beliebig angeschlossene Interpretation handelt, sondern daß Paulus versucht, den eigentlichen Schriftsinn in bestmöglicher Weise zu formulieren, ganz konform mit dem, was christliche, aus dem Judentum kommende Lehrer bereits vor ihm praktizierten. Dabei kann es sich um impliziten Midrasch handeln in Form einer Paraphrase des atl. Textes oder mehr um ausdrückliche Kommentierung, wobei die christlichen « Exegeten » mehr Mut zu Neuformung und Aktualisierung des biblischen Textes gehabt zu haben scheinen als etwa die aus Qumran vergleichbaren « Weisheitslehrer ». Nicht uninteressant sind die Bemerkungen über den Midrasch vom wasserspendenden Felsen, der den Israeliten auf ihrer Wanderung durch die Wüste folgte, was Paulus in 1 Kor 10,4 aufgreift und abhandelt, und die neue Analyse des Judasbriefes, die bisher unveröffentlicht war und ebenfalls starke Elemente jüdischen Schriftgebrauchs feststellt.

Im letzten Artikel formuliert Ellis seine Kritik an der Formgeschichte und unterbreitet eine neue Sicht der urkirchlichen Tra-

dition. Er meint, der Zweiquellentheorie eine Reihe von Mängeln bestätigen zu müssen und vertritt mit Schürmann schriftliche, in die vorösterliche Zeit zurückreichende Aufzeichnungen. Schriftliche Form der Glaubensunterweisung sei bedeutsam geworden nicht wegen der zeitlichen, sondern wegen der räumlichen Distanz vom Ort des Geschehens, und nicht wegen des Todes der Augenzeugen, sondern wegen des Fehlens der Lehrautoritäten. Daß agreements gegen Mk durchaus nicht Q verraten müssen, somit die quellenkritische Beurteilung von Lk 10,25-37 und Mt 21,33-44 ganz anders ausfallen könnte und der behauptete Midraschcharakter diskutabel ist, sei nur noch abschließend erwähnt.

Von solchen Einwänden oder Fragen abgesehen bietet das, wie man eigens hervorheben muß, mit Registern gut ausgestattete Buch einen beachtlichen Einblick in die Mission des Apostels Paulus und seiner Mitarbeiter und in den Schriftgebrauch der urchristlichen Propheten. Die Diskussion beider Themenkreise wird durch weitere Arbeiten sicher noch bereichert werden; auf jeden Fall sind aber die Aufsätze Ellis' ein intensiver Anstoß für jede Diskussion.

Linz

A. Fuchs

P. Stuhlmacher, Vom Verstehen des Neuen Testaments. Eine Hermeneutik (GNT, 6), Göttingen 1979 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 262 Seiten, kart. DM 24,-

Hermeneutik oder die Frage nach dem richtigen Verständnis von Texten — besonders wichtig vor allem bei solchen aus der Antike — ist heute in der Wissenschaft nicht nur ein sehr notwendiges Unternehmen, sondern, wie die Diskussion der letzten Jahre erkennen läßt, auch eine gewisse Modeerscheinung geworden. Von mehreren Disziplinen wird ganz allgemein ein neuer Zugang zum Verständnis menschlicher Sprache und ihrer Produkte versucht, und es ist jedem Verständigen sofort klar, daß ein aus verschiedenen Gründen neu erwachtes Nachdenken über die Bedingungen und Voraussetzungen menschlicher Sprache und menschlicher Kommunikation im besonderen für die biblischen Schriften, die nicht nur Produkte menschlicher Autoren, sondern zugleich Wort Gottes an die Menschen sind, weittragende Konsequenzen haben kann und muß. Deutlicher als früher ist man sich in letzter Zeit bewußt geworden, wie stark ein bestimmtes Vorverständnis die Interpretation bestimmen kann, ohne daß sich der Exeget dessen bewußt werden muß. Reflektierter als früher, auch wenn deshalb die entsprechenden Einsichten nicht immer gefehlt haben, ist man sich heute darüber klar geworden, daß eine historistische Betrachtungsweise, die « meint,

ohne Reflexion auf die eigene Ausgangssituation einfach auf die Suche nach dem historischen Objekt gehen und dieses in Augenschein nehmen zu können » (197), einer sachfremden Naivität gleichkommt. Philosophische Erkenntnisse zur menschlichen Sprachsituation, u.a. von Heidegger und seinen Schülern verbreitet, und Probleme, die durch Bultmanns radikales Programm der Entmythologisierung und die damit in Verbindung stehende existentielle Interpretation aufgelöst und propagiert wurden, haben den Blick für hermeneutische Fragen geschärft, wenn man nicht sagen will, daß manche Übertreibungen und Einseitigkeiten Bultmanns und seiner Schüler überhaupt erst dazu geführt haben, daß die Diskussion stärker auf ein Gebiet gelenkt wurde, das bis dahin zwar nicht vergessen war, aber auch nicht die übermäßige Aufmerksamkeit beansprucht hat, die ihm durch die konkrete Auseinandersetzung gewidmet wurde. Nicht zuletzt durch die notwendige Distanzierung von den grundlegenden weltanschaulichen und philosophischen Irrtümern Bultmanns hat die « konservative » Kritik das Augenmerk auf die völlig gegensätzlichen Ergebnisse gerichtet, die « mit Hilfe » der historisch-kritischen Methode erreicht wurden und die zum Teil die Bibel Leser und Gläubigen verunsichert, erschreckt oder verärgert haben. Der Autor hat u.a. diese Situation im Blick, wenn er schreibt: « Wer sich heute auch nur zu einer Synopse der experimentellen Spitzenergebnisse der kritischen neutestamentlichen Exegese im Bereich des Protestantismus zwingt, erkennt rasch, daß hier eine Beliebigkeit der sich selbst und ihre Vermutungen absolut setzenden kritischen Bibelwissenschaft waltet, die historisch und dogmatisch gleich unerträglich ist » (209). Oder an anderer Stelle: « Den Leistungen und unwiderruflichen Ergebnissen der historischen Kritik steht auch eine Reihe von gravierenden Fehlleistungen gegenüber. Es gehört keine besondere Findigkeit dazu, heute zu jeder gewichtigeren Frage im Bereich der neutestamentlichen Wissenschaft zwei oder drei einander diametral entgegengesetzte Antworten ausfindig zu machen, die sämtlich mit dem Anspruch auftreten, wissenschaftlich — und d.h. in diesem Falle: historisch-kritisch — fundiert und dementsprechend auch wahr zu sein » (28f). Nicht zuletzt haben also untragbare Konsequenzen sehr selbstbewußt vorgetragener Thesen bewirkt, daß sich die Exegeten und ebenso die übrigen an die Bibel Verwiesenen darüber Gedanken gemacht haben und machen mußten, in welchem grundlegenden Sinn und mit welcher Haltung die biblischen Bücher gelesen werden müßten. Denn: « Die Ergebnisse der historischen Kritik können so desillusionierend sein, daß sie den Glauben erschüttern statt ihn zu bestärken » (27). Der Verfasser kann nicht umhin, gerade in der « Kirche des Wortes »

größte Gegensätze in der Interpretation und einen tiefgehenden Dissens im Verständnis der Bibel zu konstatieren. Auf dem beklagenswerten Hintergrund einer so verwirrenden Lage teilt Stuhlmacher die Meinung A. Schlatters, «das ehrfürchtigste Verständnis der Bibel sei das wahrhaft und unverstellt geschichtliche» (18), um nach einem sehr erkenntnisreichen Überblick über die ganze Geschichte der Hermeneutik der ntl. Schriften seine eigene Lösung, die Hermeneutik des Einverständnisses mit den biblischen Texten, vorzustellen. Sie besteht nach den Worten des Verfassers selbst darin, daß man versucht, «die Rolle des Kritikers, der stets das letzte und entscheidende Wort behalten will, zu vertauschen mit dem Part dessen, der zu hören bereit ist, was die Texte aus sich selbst heraus zu sagen haben. Biblische Hermeneutik kann nicht Emanzipation von der Schrift, sondern nur Eröffnung eines Gespräches mit der Bibel sein wollen, und zwar eines Gespräches, in dem der Einsatz darin besteht, zu vernehmen und verantwortlich zu erwägen, was von den Texten gesagt wird» (16).

So seltsam es klingt und so sehr einzelne Epochen der Schriftauslegung dem zu widersprechen scheinen – hat es je ernsthaft eine andere Hermeneutik geben können als die des Hörens auf Gottes Wort? Es ist überraschend und der Überlegung wert, daß gerade die «Kirche des Wortes», die das sola scriptura so sehr zur Leitlinie der Theologie und des Glaubens gemacht hat, unter den größten Verwirrungen der Schriftinterpretation zu leiden hatte, so sehr, daß sich einer ihrer Vertreter veranlaßt sieht, eine neue Hermeneutik zu suchen und zu erarbeiten, die sich dann als die *uralte* herausstellt, die nach Meinung des Rezensenten wenigstens in seiner Kirche nie ganz vergessen und verloren war. Soll man sagen, daß das Erbe der Reformation in ihren ins Extrem gesteigerten Konsequenzen zum Überdenken des Anfangs führt? Selbst wenn ihm von seiner Seite nicht alle folgen, hat der Verfasser sehr deutlich zur Besinnung eingeladen!

S. 80 muß es wohl heißen: ... hat sich *Hieronymus* im letzten Drittel...

Linz

A. Fuchs

R. Riesner, Jesus als Lehrer. Eine Untersuchung zum Ursprung der Evangelien-Überlieferung (WUNT, 2/7), Tübingen 1981, XI+614 Seiten, kart. DM 59,-

Der Titel und Untertitel dieser 1980/81 als Tübinger Dissertation (ev. Fakultät) angenommenen Arbeit zeigen deutlich das Anliegen des Verfassers: Den großen zeitlichen Abstand zwischen

dem historischen Jesus und der Abfassung der schriftlichen Evangelien mit allen möglichen Gefahren der Verfälschung der Überlieferung auf diesem langen Weg zu überbrücken und die Unhaltbarkeit des Dogmas von der freischöpferischen Urkirche, wie von der formgeschichtlichen Schule, vor allem Bultmann, vertreten worden war, nachzuweisen. Dem Autor gelingt es gleich zu Beginn, an den tragenden Voraussetzungen wie auch an konkreten Analysen der maßgeblichen Formgeschichtler gravierende Mängel festzustellen und ihre jeder Kritik sehr abweisend gegenüberstehende Haltung als Negativum aufzudecken. Sein eigener Beitrag geht weniger, obwohl er das stellenweise nicht ausschließt, in Richtung der Rekonstruktion der ältesten Überlieferung mit Hilfe redaktionsgeschichtlicher Überlegungen und traditionskritischer Kriterien, sondern ist darum bemüht, den konkreten Institutionen in Israel nachzugehen, die eine verlässliche Weitergabe der Worte Jesu sichern konnten. So behandelt er in den Kapiteln 2-5 die jüdische Volksbildung, die Autorität Jesu als Faktor, der zur treuen Bewahrung seines Wortes beitrug, und jene Elemente in der öffentlichen Lehre und in der Jüngerunterweisung Jesu, die nach Meinung Riesners die Verlässlichkeit der Weitergabe aufzeigen können.

An dieser Dissertation beeindruckt der Materialreichtum und die ausgiebig herangezogene Literatur; was zum Thema jüdischer Bildung in Elternhaus, Synagoge und Schule gesammelt wurde, ist in vieler Hinsicht informativ und eine Fundgrube für diesbezügliche Fragen. R. versucht auch der Bezeichnung Jesu als Lehrer und dem bereits aus dem AT bekannten Lehrer-Schüler-Verhältnis Argumente für seine These abzugewinnen. Besonders kommt ihm die Funktion des Messias als Lehrer (der Weisheit) zu Hilfe. Für die Möglichkeit mündlicher Tradition und die Sicherung eines bestimmten Wortlauts sind auch die vielen Beobachtungen von Interesse, die der Verfasser in formaler Hinsicht zur öffentlichen Lehre Jesu macht sowie der Verweis auf den Kreis der Jünger, der bezüglich der Worte Jesu besonders wegen des Neuen der inhaltlichen Lehre und der einprägsamen Lehrform als verlässlicher Tradent geeignet war. Zudem verweist die Institution dieses Kreises aus sich auf Weitergabe und Bewahrung der Verkündigung, vom Kreis der Sympathisanten ganz abgesehen, die darüber hinaus als Quellen der Überlieferung zur Verfügung standen.

Es ist zweifellos das Verdienst Riesners, zur These der Formgeschichte von der freischöpferischen Urgemeinde die Aufmerksamkeit auf Faktoren gerichtet zu haben, die für die Traditionsgeschichte von größter Wichtigkeit sind und die die Fehler und Einseitigkeiten der formgeschichtlichen Epoche, auf die teilweise wenn auch ohne

wesentlichen Erfolg schon früher hingewiesen wurde, wieder ausgleichen können. Man darf annehmen, daß das Interesse der Forschung in der nächsten Zeit sich wieder bzw. noch mehr dem Problem der Tradition und der Tradierung zuwenden und damit die *Kontinuität* des Evangeliums bei aller Vielfalt der applizierenden Abwandlung in den Vordergrund stellen wird. Als kräftiger Anstoß für solche Bemühungen ist die Abhandlung Riesners nur zu begrüßen.

Leider hat der Autor seine Arbeit durch eine bei seiner sonstigen Belesenheit erstaunliche quellenkritische Position und zum Teil durch ein fragliches methodisches Vorgehen belastet. Mehrmals findet man nämlich eine etwas zu rasche Argumentation, findet sich der Verfasser mit ihm zu Gesicht stehenden Autoren ab und werden die Gegner weniger, ihre Argumente gar nicht zitiert. So ist S. 34 z.B. Mt 22,1-14 als Sondertradition wahrscheinlich, weil Riesner den Aufsatz Vögtles dazu nicht kennt oder nicht kennen will (von Vögtle wird überhaupt nur ein Artikel zitiert!). In diesem Fall ist es nicht schwierig, die Behauptung J.A.T. Robinsons zu wiederholen, «daß sich im ganzen Neuen Testament kein Rückblick auf die Zerstörung Jerusalems findet» (25). T. Schramm ist willkommener Gewährsmann, wenn es um den Nachweis nicht-markinischer Traditionsvarianten oder solchen Einflusses geht (z.B. 233.436.444.477), dafür ist der für die von R. angeschnittene Frage nichtmarkinischer Überlieferung auch bei Lk 9,37-43 maßgebliche Aufsatz von H. Aichinger (SNTU 3 [1978] 114-143) nicht bekannt. Die Beachtung dieses Artikels wäre geeignet gewesen, die Tendenz des Autors zu mk-fremder Überlieferung aufgrund vorkommender agreements überhaupt grundsätzlich in Frage zu stellen (mehrfach, z.B. 477). Bei Lk 4,31-37 wird nicht schon durch eine Berufung auf Schürmann eine Sonderüberlieferung für Lk gesichert (240), und ebenso wenig ist ausgerechnet Boismard ein Beweis dafür, daß sich die Zweiquellentheorie in einer Sackgasse befindet (3). Die minor agreements (und auch die großen Übereinstimmungen) sind zwar eine gefährliche Instanz gegen sie, aber keinesfalls gegen deren Grundpfeiler, die Mk-Priorität, wie man der unmittelbaren Satzfolge bei Riesner (3) entnehmen könnte. Da die von R. zitierten Thesen von S. Petrie, T.R.W. Longstaff, T. Schramm, M.E. Boismard, G. Howard und B.W. Powers wegen ihrer Einseitigkeiten nicht überzeugen können, ist auch die Forschungslage nicht so offen, wie der Verfasser meint (4, vgl. die Anmerkungen S. 3), und die methodische Vorsicht, sich nicht ausschließlich einem *einzigsten* Modell (nämlich der herrschenden Zweiquellentheorie) zuzuwenden, zeigt nur die mangelnde Sicherheit des Autors, nicht aber einen gangbaren Weg. Daß sich der Verfasser dabei an die analoge Meinung

J.A.T. Robinsons anlehnen kann, macht seine unsichere These, die den Boden unter den Füßen verloren hat, noch nicht sicherer, sondern vermehrt nur die Zahl derer, die im Irrtum sind. Wie er meint, « muß man...bei Divergenzen immer wieder fragen, ob eine redaktionelle Erklärung wirklich ausreicht. Mit weitgehendem Einfluß von Nebentraditionen und Sonderquellen zu rechnen, heißt aber faktisch: alle drei Synoptiker sind als eigenständige Größen zu behandeln » (5). Und etwas später glaubt er als Lösung vertreten zu können, « daß den Synoptikern durchaus abwechselnde Priorität zukommt » (5). Es verwundert dann nicht zu lesen, daß er « die Synoptiker wie voneinander unabhängige Quellen behandelt » und « die Matthäus- und Lukas-Parallelen...als gleichberechtigte Belegstellen » erscheinen (88). Hier fragt man sich, wie ernst der Verfasser die redaktionsgeschichtlichen Arbeiten der letzten Jahrzehnte nimmt, was auch schon zu dem ähnlich schillernden Standpunkt von J.P. Sanders (vgl. A. Fuchs, Die Überschneidungen von Mk und Q nach B.H. Streeter und E.P. Sanders und ihre wahre Bedeutung [Mk 1,1-8 parr], in: W. Haubeck-M. Bachmann [Hgg], Wort in der Zeit. Neutestamentliche Studien [= Fs. K.H. Rengstorf], Leiden 1980, 28-81) anzumerken war.

Man kann ruhig zugeben, daß der mündlichen Tradition vor der Abfassung der Evangelien großes Gewicht zukommt und daß sie auch auf die schriftlichen, vorevangelischen Stoffgruppierungen und später auf die schriftlichen Evangelien von Einfluß gewesen ist, aber man soll vor lauter Richtigkeit dieser Einsicht nicht blind werden für eine andere. Von vermutlich wenigen Ausnahmen abgesehen handelt es sich bei den synoptischen Differenzen nicht um die Auswirkungen mündlicher Überlieferung auf den Text, sondern um bewußte Redaktion. Und schon gar nicht dürfte man die nach wie vor literarisch zu erklärende Abhängigkeit des Mt und Lk von der Mk-Tradition durch die « Beobachtung » einzuebnen versuchen, daß den drei Synoptikern *abwechselnd Priorität* zukomme. Eine solche These ignoriert die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte und stellt sich selbst in Frage. Mit *Hörvarianten* zu argumentieren wie bei Mt 11,2 par Lk 7,18, wo das διὰ bzw. δὲ τῶν μαθητῶν damit erklärt werden soll (300), untergräbt außerdem in gefährlicher Weise, was der Verfasser sonst in seinem ganzen umfangreichen Buch zu untermauern sucht, nämlich die Verlässlichkeit und Exaktheit in der Weitergabe der mündlichen Überlieferung. Gerade weil seinen sonstigen Beobachtungen, mit denen er nachzuweisen versucht, « daß Jesus selbst in seinem Wirken als Lehrer den Überlieferungsprozeß in Gang setzte, so daß von einem Traditionskontinuum zwischen vor- und nachösterlicher Zeit auszugehen ist »

(70), große Bedeutung zukommt und die vom Verfasser gesammelten Argumente und Gesichtspunkte wichtig sind, sähe man es lieber, er ginge an der redaktionsgeschichtlichen Epoche nicht so abwehrend und abwertend vorbei und würde er seine Ergebnisse nicht in Kontrast, sondern in Übereinstimmung mit der übrigen Forschung bringen. Die Vernachlässigung dessen, was dem Autor mit Recht wichtig scheint, durch manche Autoren sollte ihn nicht so scheu vor dem machen, was an der exegetischen Arbeit dieses Jahrhunderts richtig und bahnbrechend ist. Vielleicht gelingt es Riesner, im weiteren von einer Abwehr zu einer Synthese zu kommen, was seine These ins richtige Lot bringen und sie für die andere Seite akzeptabler machen würde!

Auf diesem Hintergrund sollen ein paar weniger wichtige Punkte nur mehr kurz zur Sprache kommen.

Wenn es nach R. «immer noch das wahrscheinlichste (ist), die Wir-Stücke der Apostelgeschichte als Mitschriften eines Augenzeugen zu verstehen» (24), hätte man zumindest gern auch die andere Seite mit ihren Gegenargumenten gehört. Bei der «deutschen, evangelischen Exegese» (6) handelt es sich wohl eher um ein falsches Komma als um die Behauptung, die deutsche Exegese sei einfach identisch mit der evangelischen, wie man dem Zusammenhang S. 42.45 und 46 entnehmen kann, wo der Autor erwähnt, daß die katholische Exegese vor allem vor dem Zweiten Weltkrieg «in der evangelischen Forschung nicht zur Kenntnis genommen wurde» (45) und wo von jenem «Teil der deutschen protestantischen Exegese, der sich damals für allein wissenschaftlich hielt», die Rede ist (42). Zurückhaltend steht mancher Leser wohl auch der Ansicht gegenüber, daß «die Jünger...ständige Hörer der sich wiederholenden Lehrsummarien, die Jesus gab», gewesen seien, bzw. daß man «urteilen (muß), daß Jesus seine Jünger ausdrücklich vom Memorieren seiner herausgehobenen Worte hätte abhalten müssen, wenn es gegen seinen Willen gewesen wäre» (440). Hier bringt sich das Anliegen Riesners, das ähnlich auch schon das Anliegen der Skandinavischen Schule gewesen war, durch eine solche Überspitzung um seine Glaubwürdigkeit, mindert sie wenigstens.

Noch einmal ist aber zu sagen, daß das von R. gesammelte immense Material sehr zu beachten ist für den Traditionsprozeß der synoptischen Evangelien und daß ein ungeheures Interesse hinter dem ganzen Buch steckt, das für Fragen der Bildungsgeschichte Israels wie des konkreten Lehr- und Jüngerverhältnisses Jesu seinen Platz behaupten wird. Im allgemeinen ist das Buch sorgfältig geschrieben, auch wenn Druckfehler kaum zu vermeiden sind, z.B. S. 17.27.58.73.81; 338 also statt als, 397 ex, 391 der, nicht *das* Teil,

32 Umgang statt Umfang, 490 ihm, 489 Jüngern, 271 Hendyadyoin, 389 erfährt, 6 Güttgemanns, 329 zur (2x), 125 als (2x), 10 fehlt ein *man*, 56 ein *zu*, 423 ein *und*, 232 ist *überm* nicht gerade hochdeutsch, im einzelnen, andere sind kleinzuschreiben, usw. Ein Autorenregister wäre bei so intensiver Diskussion von Vorteil, die übrigen Register leisten wertvolle Dienste.

Abschließend wird man sagen müssen, daß diese Dissertation Riesners zu einer neuen, längst fälligen Weichenstellung in der Erforschung der Synoptiker beitragen wird, die von den Extremen mehr zur Mitte führt. Damit ist den Exegeten wie der Kirche ein nicht zu unterschätzender Dienst geleistet.

Linz

A. Fuchs

J.M. Rist, On the Independence of Matthew and Mark (SNTS MS, 32), Cambridge-London-New York-Melbourne 1978 (Cambridge University Press), 132 Seiten, geb. £ 5,30

Schon dem Umschlagauddruck kann man einigermaßen entnehmen, was den Leser in diesem Buch erwartet. Rist, Prof. für klassische Sprachen und Philosophie an der Universität Toronto, unternimmt den Versuch, die üblichen Voraussetzungen der Synoptikererklärung, die heute für gewöhnlich mit der These literarischer Abhängigkeit arbeitet, in Frage zu stellen, und glaubt, dem komplizierten synoptischen Phänomen mit der Hypothese der Verwendung mündlicher Traditionen besser gerecht zu werden bzw. es damit sogar befriedigend verständlich machen zu können. Wie der Autor meint, stehen Mk und Mt in keiner literarischen Abhängigkeit zueinander, weder nach dem Modell der Zweiquellentheorie noch nach dem Muster älterer, heute längst überholter Vorstellungen von einer eventuellen Mt-Priorität; vielmehr schöpfen beide Evangelien aus der mündlichen Überlieferung, deren Gesetze auch für die gerade in einem solchen Modell normalerweise als schwierig erachteten, bis in überraschende Details gehenden Gemeinsamkeiten der Synoptiker keine Probleme aufkommen lassen. Abschließend sind die Verfasser des Umschlagtextes der Ansicht, daß bei dem gegenwärtig neu auflebenden Interesse an der Synoptischen Frage das Erscheinen dieses Buches von allen an der Sache Interessierten — vermutlich als Fortschritt für eine Lösung des Problems — begrüßt werden würde.

Im Buch selbst bringt Rist im ersten Kapitel zunächst eine Skizze dessen, wie *er* den synoptischen Zusammenhang und seine bisherigen Lösungsversuche beurteilt. Obwohl er sich der Griesbach-Hypothese W. Farmers nicht anschließen kann und sie für unververtretbar

hält, zitiert er doch zustimmend dessen Meinung, daß es im 19. Jh. aus *dogmatischen* Gründen zur Auffassung von der Mk-Priorität gekommen sei. Zwar habe sich längst herausgestellt, daß die *damals* für ihre Erstellung vorgebrachten Begründungen nicht stichhältig seien, aber nach einem, wie der Verfasser behauptet, in der Forschung nicht unbekannten Syndrom wollte man das einmal Gefundene und für richtig Gehaltene nicht aufgeben, man mußte nur neue Argumente suchen. Ohne zu verraten, welcher Art diese waren oder warum auch diese in seinen Augen nicht überzeugen können, stößt sich Rist jedenfalls heftig an der heute so verbreiteten redaktionsgeschichtlichen Methode und bescheinigt ihr, daß ihr riesiges Ansehen sogar dazu geführt habe, daß sich auch « eine Zahl römisch-katholischer Forscher, vielleicht teilweise durch einen irregeleiteten Ökumenismus motiviert », entgegen dem, was man von dort gewohnt sei, der Zweiquellentheorie verschrieben habe. — Man hat, um dies schon jetzt vorwegzunehmen, bei dieser tiefeschürfenden Analyse nicht den Eindruck, daß dem Verfasser die fundamentale Arbeit von J. Schmid, Matthäus und Lukas. Eine Untersuchung des Verhältnisses ihrer Evangelien (BSt, 23/2-4), Freiburg 1930, die bereits vor einem halben Jahrhundert erschienen ist — lange bevor ein « irregeleiteter Ökumenismus » oder die fatale redaktionsgeschichtliche Forschung von sich reden machten, überhaupt bekannt ist!

Nach dem Bisherigen ist man nicht mehr überrascht, wenn man im folgenden von « unkritischer Übernahme von Axiomen und Voraussetzungen » der Anhänger der Mk-Priorität hört (2), mit der sich der Verfasser konfrontiert sieht. Vor allem B.H. Streeter und die von ihm auf den Gipfel des Erfolgs und Ansehens geführte Richtung der synoptischen Forschung waren so einflußreich, daß sogar Dissidenten wie B.C. Butler, L. Vaganay, W. Farmer oder D. Dungan nur mehr in den Kategorien *literarischer* Abhängigkeit denken konnten bzw. können. Mit Genugtuung werden die Vertreter der von Rist verworfenen Mk-These zwar zur Kenntnis nehmen, daß er selbst « keine besonders zwingenden Gründe » sieht, um eine Kenntnis des Mk von seiten des Lk zu bestreiten (4), und daß er andererseits Mk als Umarbeitung des Mt- oder Lk-Ev ausschließt (3), aber gleichzeitig verrät sich die Denkweise des Autors und seine Beurteilung der Redaktionsarbeit eines Evangelisten in typischer Weise, wenn er etwa die Tätigkeit des Mt in dieser Hinsicht nur als « assimilation » von Mk und Q beschreiben kann (3). Symptomatisch zeigt sich hier, was man im ganzen Buch auf Schritt und Tritt bestätigt findet, daß der Verfasser die redaktionsgeschichtliche Methode wohl nur vom Namen her kennt und mit kaum *einer* größeren Abhandlung dieser Art aus eigenem Studium vertraut ist.

Aus der Sicht des Autors nicht unlogisch, wenn auch wegen der erkennbaren Absicht von vornherein verdächtig, versucht Rist anschließend, die Abfassungszeiten des Mt und Lk weit niedriger als heute üblich anzusetzen. Mk datiert er in die frühen 60er Jahre, Lk nicht viel später als 64, während er sich für Mt schwerer tut, aber die Angabe des Irenäus für bisher nicht widerlegt hält, nach welcher dieses Evangelium entstand, als Petrus und Paulus in Rom das Evangelium verkündeten (5-7). Bezüglich Q, das für Rists Interpretation auch von Bedeutung ist, kommt er ebenfalls zu einer ungewöhnlichen Lösung. Er streift zunächst einige damit verbundene Probleme wie die verbreitete These der Q-Treue des Lk und Argumente dagegen, die Frage der Überschneidungen von Mk und Q, des Umfangs, der Vermengung bei Mt, ob es sich um eine einzige Schrift oder mehrere Stücke handelt, usw., um schließlich, was für Rist von großer Wichtigkeit ist, auf die Frage einzugehen, ob das Material schriftlich vorlag oder ob auch mündliche Überlieferung denkbar ist. R. tendiert zu letzterem, nicht wenig vom Vorwort des Lk-Ev dazu animiert. Da Lk Augenzeugen und « Diener des Wortes » kannte, ist erwiesen, daß er neben schriftlichen Stücken auch mündliche Überlieferung besaß. Auch bei Mt kommt Rist diese lebendige mündliche Überlieferung gelegen, da er damit jene Perikopen erklären kann, die ihm beim ersten Evangelisten ursprünglicher als bei Mk erscheinen. Zur Verdeutlichung hält er fest, « daß es keine wissenschaftliche Grundlage für die Behauptung gibt, daß entweder Mk oder Mt regelmäßig der ursprünglichere ist » (12), was an den Standpunkt von E.P. Sanders erinnert, den Rist mehrfach ausdrücklich zitiert und der an anderer Stelle schon als unhaltbar zurückgewiesen wurde (vgl. A. Fuchs, Die Überschneidungen von Mk und Q nach B.H. Streeter und E.P. Sanders und ihre wahre Bedeutung [Mk 1,1-8 parr], in: W. Haubeck-M. Bachmann [Hgg], Wort in der Zeit. Neutestamentliche Studien [= Fs. K.H. Rengstorff], Leiden 1980, 28-81). Und außerdem bedeutet « ursprünglicher » nicht unbedingt « früher ».

All dies und noch einiges mehr versucht Rist im Hauptteil (17-91) aus einer Reihe von Stücken « herzuleiten ». Ohne daß hier auf Einzelheiten eingegangen werden kann, ist allgemein zu sagen, daß der Verfasser viel zu rasch mit seinen Vergleichen fertig ist, daß er im text- und literarkritischen Denken steckenbleibt und sich bei der Benützung der Literatur auf einen kleinen Kreis hauptsächlich englischsprachiger Autoren beschränkt. So sind ihm, um nur ein paar Beispiele zu nennen, bei der Täuferperikope Dibelius, Wink, Lohmeyer, Becker, Vögtle usw. nicht bekannt, wie er bei der Gerasenerperikope weder Pesch noch Annen heranzieht. Bezüglich Mk

1,29-31 kennt er nur E.P. Sanders,¹ der ebenso wie T.R.W. Longstaff² nicht weiß, daß schon lange vor ihnen R. Pesch viel Wesentlicheres dazu gesagt hat.³ Bei soviel eindrucksvoller « Literaturkenntnis » wundert es niemand, daß er bei diesem Stück zu dem durchschlagenden Ergebnis kommt, « that priority is impossible to determine » (29). Man könnte bei Mk 1,40-45 wieder die Studie von R. Pesch⁴ reklamieren, bei Mk 9,14-29 zumindest heute H. Aichinger⁵ und für Mk 10,46-52 meine Dissertation,⁶ die sich ausführlich und ausdrücklich mit der Frage der Abhängigkeit des Mt-Textes von Mk befaßt, usw., aber man erwartet dies vergebens. Ungehindert durch redaktionsgeschichtliche Erkenntnisse ist R. statt dessen imstande, vom letztgenannten Stück und ähnlichen Perikopen zu schreiben, « that if Matthew is copying, or working from a written Mark, he is at times unbelievably careless » (92), während in anderen Fällen « he seems perfectly capable of doing the job properly », wie sich der Autor ausdrückt und womit er den Leser wohl in das Gebiet des quellenkritischen Abschreibens verweist. Es ist dann gar nicht überraschend, daß *ihm* in keiner Weise klar ist, ob Mk den Mt erweitert oder umgekehrt (92), daß er aber gegen Schluß die Meinung vertreten kann, daß « as our detailed(!) analyses have shown, literary dependence is most unlikely between Matthew and Mark » (107). Es braucht nicht mehr eigens unterstrichen zu werden, daß man sich die Analysen etwas fundierter vorstellen würde und daß ein Blick über die teilweise veraltete und extreme Literatur (Butler, Farrer, Gaboury, Farmer, Goulder...) hinaus nicht unbedingt zum Schaden seiner Untersuchungen sein müßte. Ergänzend sei noch vermerkt, daß Rist z.B. bei der Behandlung von Q ganz ohne einen Blick auf die Arbeiten von P. Hoffmann, S. Schulz, A. Polag, D. Lührmann u.ä. auskommt, was auf eine gewisse, aber in der exegetischen Auseinandersetzung unerlaubte Sprachbarriere schließen läßt. Wer die bisherige Forschung nicht oder nur sehr einseitig kennt und Hand

¹ E.P. Sanders, *Priorités et dépendances dans la tradition synoptique*, in: RSR 60 (1972) 519-540, hier 535f.

² T.R.W. Longstaff, *Evidence of Conflation in Mark? A Study in the Synoptic Problem* (SBL DS, 28), Missoula 1977, 129-140.

³ Vgl. R. Pesch, *Die Heilung der Schwiegermutter des Simon-Petrus. Ein Beispiel heutiger Synoptikerexegese*, in: *ders.*, *Neuere Exegese – Verlust oder Gewinn?*, Freiburg-Basel-Wien 1968, 143-175.

⁴ R. Pesch, *Die Erzählung von der Heilung eines Aussätzigen*, in: *ders.*, *Jesu ureigene Taten?* (QD, 52), Freiburg-Basel-Wien 1970, 52-113.

⁵ H. Aichinger, *Zur Traditionsgeschichte der Epileptiker-Perikope Mk 9,14-29 par Mt 17,14-21 par Lk 9,37-43a*, in: SNTU 3 (1978) 114-143.

⁶ A. Fuchs, *Sprachliche Untersuchungen zu Matthäus und Lukas. Ein Beitrag zur Quellenkritik* (AnBib, 49), Rom 1971.

in Hand damit in der redaktionsgeschichtliche Methode vor allem die Gefahr sieht « of knowing too much » (12), der wird sicherlich einen neuen Beitrag leisten, überzeugen wird er nicht. An die Herausgeber der Monograph Series der SNTS muß man wohl die Frage richten, wie sie die Publikation eines in wissenschaftlicher Hinsicht so uninformierten und rückständigen Buches gestatten konnten, auch wenn ein Herausgeber üblicherweise nicht für alle Behauptungen eines Autors verantwortlich gemacht werden kann. Der Rezensent kann nur hoffen, daß gerade *nicht* zutrifft, was auf dem Umschlag des Buches auch noch gesagt wird, daß nämlich « the clarity and cogency of the author's argument is in the best tradition of this important series of monographs ». Er würde der Reihe *mehr* Qualität unterstellen und von ihr erwarten, als hier zu finden ist!

Linz

A. Fuchs

H.H. Stoldt, Geschichte und Kritik der Markushypothese, Göttingen 1977 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 241 Seiten, kart. DM 42,-

Die Lektüre dieses Buches, das sich die Überprüfung der Tragfähigkeit der Markushypothese an Hand ihrer Entstehungsgeschichte zum Ziel gesetzt hat, hinterläßt auf den Leser einen äußerst zwiespältigen Eindruck. Einerseits ist unbedingt anzuerkennen, daß sein Verfasser eine staunenswerte Sach- und Literaturkenntnis auf einem Gebiet aufweist, das nicht nur teilweise wegen seiner oft entlegenen Publikationen schwer zugänglich ist, sondern auch wegen der Zahl der Beiträge, der schier endlosen Komplexität des Beobachtungsmaterials selbst und der nicht geringen Widersprüche in den von den Literarkritikern und Exegeten dafür angebotenen Lösungen größte sachliche Umsicht, unermüdliche Prüfung der verschiedensten so verwirrenden und verästelten Thesen und vor allem eine alles durchdringende klare Fragestellung und Methode verlangt. Für die Durchleuchtung der quellenkritischen synoptischen Literatur des 19.Jh. und des Beginns der synoptischen Forschung im 18.Jh. kann man die Analyse Stoldts deshalb in gewissem Sinn vorbildlich finden. Dies gilt umso mehr, als der Verfasser die Fähigkeit besitzt, in den zahllosen und umfangreichen Publikationen des erwähnten Zeitraums zum Thema der Synoptischen Frage eine Fülle von Untiefen, Ungenauigkeiten, Schwächen, Widersprüchen und sogar Lächerlichkeiten mit größter Präzision und klarer Treffsicherheit aufzudecken und in einer Weise anzumerken, die für den Leser zuweilen höchst amüsant ist. Wer sich einen Überblick über die

synoptische Forschung (im angegebenen Zeitraum) verschaffen will und wer vor allem daran interessiert ist, welche *Irrwege* begangen wurden, um in der Frage des gegenseitigen Verhältnisses der synoptischen Evangelien zueinander schrittweise und mühsam weiterzukommen und Stück für Stück Licht in ein nur schwer erhellbares Dunkel zu bringen, der kann mit Gewinn zu diesem Buch greifen und der wird durch den Autor immer wieder auf Übertreibungen in der Interpretation, Einseitigkeiten im Urteil, übersehenes Material oder nicht berücksichtigte Fragen aufmerksam gemacht. In diesem Sinn hat Stoldt unzweifelhaft seine Verdienste und kann man seine zudem sehr flüssig geschriebene Untersuchung mit reichem Nutzen lesen.

Ebenso eindrucksvoll und gravierend ist andererseits aber auch eine doppelte Barriere, über die der Verfasser dieser kritischen Hypothesengeschichte im wesentlichen nicht hinwegkommt. Trotz einiger vom Umfang des ganzen Buches her gesehen nur sporadischer und marginaler Bemerkungen über Existenz und Arbeitsweise der formgeschichtlichen und vor allem der redaktionsgeschichtlichen Methode ist der Autor fast ausschließlich im quellenkritischen Stadium der synoptischen Forschung steckengeblieben und eingerostet bzw. existiert die heute so maßgebliche und weltweit und intensiv betriebene Forschung bezüglich des jeweiligen Beitrags der Evangelisten zu der von ihnen übernommenen Tradition für ihn praktisch nicht. Dies trifft einmal in dem äußerlichen Sinn zu, daß er von der enormen Zahl von Untersuchungen auf diesem Gebiet kaum eine zitiert, auch nicht die, die bahnbrechend waren, oder die vielen anderen, die inzwischen Fundamentales für das Verständnis einzelner Perikopen oder der Theologie eines Evangelisten insgesamt erbracht haben. Dies gilt aber auch in dem eigentlichen, inneren Sinn, daß er dieser Arbeitsweise *prinzipiell* mißtraut und sie als Denkweise einstuft, die zu keinen gültigen und verlässlichen Ergebnissen führen kann. Denn was sie erbringt, ist immer subjektiv belastet; über eine «Blütenlese von Fehlinterpretationen» (201), von fragwürdigen Meinungen und Ansichten kommt man damit nicht hinaus. Denn «was wissen wir denn...objektiv über die Motive und die gedanklichen Erwägungen der Evangelisten, von denen sie bei der Konzeption ihrer Werke bewegt und getrieben worden sind? Wir müssen ehrlicherweise zugeben: Wir wissen nichts darüber» (185f). Wenn jemand doch anderer Meinung sein sollte, so täuscht er sich, «denn tatsächlich ist es ja nicht die Reflexion der Evangelisten, die wir erkennen können, sondern die ihrer Interpreten» (187). Von diesem Standpunkt aus verwundert es den Leser nicht mehr, daß S. über die redaktionsgeschichtliche Methode,

die er als den « psychologischen Reflexionsbeweis » bezeichnet, ganz generell urteilt: « Das ist der Beweis, von dem die Begründer der Markushypothese am meisten Gebrauch machen – und am wenigsten sprechen, aus dem einfachen Grunde, *weil er der subjektivste, problematischste und fragwürdigste von allen ist* » (184, im Original nicht kursiv).

Nach diesen Enthüllungen des Autors über den wahren Stand der synoptischen Forschung und nachdem der Leser informiert ist, welchen falschen Vorstellungen er sich darüber bisher vielleicht hingegeben hat, kann er nur dafür dankbar sein, daß ihm Stoldt Gott sei Dank mitteilt, wie er richtigerweise über die Sache zu urteilen hat. Zuerst muß dieser erkennen, daß *ideologische* Hintergründe an der Wurzel des Übels sitzen. Vor allem weil David Friedrich Strauß in seinem « Leben Jesu » die These Griesbachs von Mk als dem letzten der Synoptiker übernahm, mußte man diesem Glaubenschädling Nummer eins die Grundlage seiner Behauptungen zu entwenden suchen und - so entstand die Markushypothese. Der überraschte Leser erfährt zwar nicht, wie man so blendend vertretene Irrtümer wie die von D.F. Strauß, noch dazu wenn sie auf einer richtigen Quellentheorie beruhen, mit einer in sich falschen, nur auf subjektiven Urteilen gründenden und deshalb gänzlich unhaltbaren Quellentheorie überwinden kann, aber – so unglücklich und unlogisch ging es leider zu! J.J. Griesbach war auf der weit richtigeren Spur, aber « die Tatsache, daß Strauß seine Quellentheorie zugrunde legte, kostete Griesbach für hundertvierzig Jahre seinen wissenschaftlichen Ruf. Man wollte Strauß, den 'Großen Verderber', widerlegen und stürzte sich auf Griesbach, den großen Erwerber, um erbarmungslos auf ihn einzuschlagen » (211). Dazu muß man als erschwerend noch « einen ernstzunehmenden Tatbestand » fügen, « nämlich den, daß die Vertreter der Markushypothese systematisch versuchten, durch unaufhörliche intellektuelle Disqualifikation eine ihnen theologisch mißliebige Quellentheorie ihres wissenschaftlichen Kredits zu berauben » (212). Historisch war für die Markushypothese zudem ein fataler Umstand von Vorteil, der in gewissem Sinn erst ihre weitere Verbreitung ermöglichte. Denn « die Zweiquellentheorie kam überhaupt erst richtig zum Zuge, als die großen schwäbischen Forscher verstorben waren und damit die massive Opposition zum Erliegen kam » (215); später nützte der falschen Theorie, daß sie von den Anhängern der Formgeschichte und Redaktionsgeschichte übernommen und verbreitet wurde, die ihren Ansichten — man höre und staune — « in Ermangelung einer besseren die Zweiquellentheorie zugrunde (legten) » (218)! Erst die « Wiederbelebung der Diskussion um die Griesbach-Hypothese », die » ein

Symptom der anwachsenden Skepsis gegenüber der Markushypothese ist », macht wieder offen für die wahre Sicht der Dinge, die nach Stoldt darin besteht, « daß das *Markusevangelium eine geistige Neuschöpfung* von selbständigem Charakter » auf der Basis des Mt und Lk darstellt (234). Mk ist zwar « weder ein Exzerpt noch eine Kompilation aus dem ersten und dritten » Evangelium, wie der sonst so scharfsichtige Griesbach vertreten hatte, « aber an der zeitlichen Posteriorität des Markusevangeliums ist nicht zu zweifeln » (aaO.). So bleibt also nur übrig, dort anzuknüpfen, wo die synoptische Forschung fast schon vor mehr als 200 Jahren war, und die Irrwege, die inzwischen begangen wurden, als solche hinter uns zu lassen!

Nach dieser immer wieder mit großer Spannung zu lesenden Wegweisung ist nur zu hoffen, daß dem Verfasser viele auf den Strapazen dieses bahnbrechenden Weges folgen werden und sie sich durch keine entgegenstehenden Hindernisse und Argumente beirren lassen. Solche Erkenntnisse verlangen ihre Opfer und sind den Einsatz wert. Man mag nur im nachhinein den schwäbischen Forschern noch verübeln, daß sie seinerzeit zur Unzeit gestorben sind und in der Folge die falsche Markusthese so überwuchern konnte. Wenn schon jemand stirbt, soll er es zur rechten Zeit tun! Rätselhaft wird wohl auch bleiben, warum die Vertreter der Formgeschichte und der Redaktionsgeschichte « in Ermangelung einer besseren » These, wie Stoldt entgegen allem, was er sonst vertritt, formuliert, unglücklicherweise auf die so defekte Zweiquellentheorie verfielen, wo doch die qualitativ so brillante und bestechende Griesbachthese zur Verfügung gestanden wäre! Aber das Schicksal ist eben oft blind und das durch keine Logik verstehbare Festhalten am Verkehrten häufig weit verbreitet. – Jetzt wenigstens, seit 1977, wissen wir, wohin wir uns wenden sollen!

Ergänzend sei vermerkt, daß auch M. Lowe, *The Demise of Arguments from Order for Markan Priority*, in: NT 24 (1982) 27-36, hier 27, Anm. 1 von « STOLDT'S brilliant polemic against the theory of Markan priority » redet.

Linz

A. Fuchs

A. Polag, *Fragmenta Q. Textheft zur Logienquelle*, Neukirchen 1979 (Neukirchener Verlag), 102 Seiten, kart. DM 10,80 (²1981)

Der Autor beginnt das Vorwort seines Buches mit der Bemerkung, daß die « Rekonstruktionsversuche zur Logienquelle in den Arbeiten der literarkritischen neutestamentlichen Forschung ... heute allgemein mit starken Vorbehalten benutzt » würden. Die redaktionsgeschichtliche Forschungsrichtung habe aber in Verbindung mit der

Formgeschichte die Methoden verfeinert und vermehrt, sodaß man in vielen Fällen einen sekundären Text von einem früheren unterscheiden bzw. sekundäre Passagen von älteren trennen könne. In Arbeiten dieser Art, die von dem Bestreben bestimmt sind, «den jeweils ursprünglichen Text zu ermitteln», reiht Polag auch seinen Versuch ein, ohne damit schon die Rekonstruktion von Q als Ganzem zum Ziel zu haben. Vielmehr sollen in einer Art Arbeitsheft die Meinungen der Autoren zusammengestellt und die jeweiligen Ergebnisse abgewogen werden. Gleich zu Anfang weist der Verfasser noch darauf hin, daß man «dabei nicht in jedem Fall der Mehrzahl der Autoren folgen» könne (5).

Äußerlich ist das Buch in folgender Weise aufgebaut. Auf die Erläuterung (auch in Englisch), die die ganze Anlage und Auswahl des Textes verständlich machen soll, folgt die Liste der im Apparat benützten Abkürzungen und das Verzeichnis der Autoren, deren Interpretationen Polag heranzieht. Eine numerierte Inhaltsübersicht über die vom Verfasser für Q-Stücke gehaltenen Perikopen schließt sich an. Dann folgt als Hauptteil der griechische Text der rekonstruierten Q-Fragmente jeweils auf der einen Seite, dem auf der anderen die Anführung der Varianten entspricht (28-83). Dieser Hauptabschnitt wird durch drei Anhänge ergänzt, von denen I die unsicheren Texte anführt, II die zu den Logien gehörenden Einleitungswendungen und III Parallelstellen aus dem Mk-Ev. Zuletzt findet sich noch eine tabellarische Zusammenstellung aller Q-Texte bei den Synoptikern, die auch einen Vergleich der Logien des Mk und von Q ermöglicht, und ein 4. Anhang mit den Septuagintatexten, die in Q Verwendung finden.

In den Erläuterungen, die zu Text und Apparat gemacht werden, informiert Polag über die Grundsätze, die bei der Erstellung des Textes maßgeblich waren. P. hat bei divergierenden Fassungen *den* Wortlaut im Haupttext gedruckt, der «nach literarkritischen und redaktionskritischen Gesichtspunkten ursprünglicher zu sein scheint» (9); im Kleindruck steht, was nicht von Mt und Lk gedeckt wird, und außerdem ist in runden, eckigen und gebrochenen Klammern gesetzt, was nach dem Urteil Polags nur wahrscheinlich, vermutlich oder möglicherweise zu Q gehört. So richtig sein erstes Kriterium ist, so subjektiv und gefährlich kann sich zumindest das letztere erweisen, wie jeder zugeben wird. Denn hier hängt es ja von vielen Faktoren ab, warum es zu diesem oder jenem Urteil kommt, wenn auch gerade diese Begründung im gegebenen Rahmen nicht gebracht werden konnte. Ähnliches ist zu sagen, wenn Polag dort, wo weder Mt noch Lk den unveränderten Q-Wortlaut zu bieten scheinen, «derjenigen Textfassung» folgt, «die...im übrigen Teil

der Spruchseinheit den ursprünglichen Text bringt» (9). In der Akoluthie der Stoffe hat Polag im allgemeinen und ohne Begründung Lk bevorzugt, während er von den Einleitungswendungen und Rahmenangaben meint, daß Mt bei seinem kompositionellen Vorgehen auf sie verzichtet hat. Ohne daß man dies von vornherein und generell bestreiten möchte, ist auch hier Polags Voraussetzung zumindest nicht erwiesen, ein Mangel, der durch ein eingeschobenes «vermutlich» noch nicht befriedigend beseitigt ist, auch wenn man zugesteht, daß Polag keine Einzelstudien vorzulegen beabsichtigt.

Der Apparat soll nach Intention des Verfassers dem Leser ermöglichen, die *relative* Sicherheit des rekonstruierten Wortlauts zu erkennen. Hier druckt P. ab, was nach seiner Meinung sekundär ist, hier werden Autoren genannt, die anderer Ansicht sind als er selbst. Fast scheint es, als müßte man dem Verfasser dankbar sein, daß er gesammelt hat, was sonst zerstreut ist, und zwar sowohl die Q-Passagen wie die Meinungen der Autoren, wenn es nicht auf mehr ankäme als auf dieses Bemühen, nämlich auf das *konkrete Urteil*, das zu *dieser* Präsentation geführt hat und zu keiner anderen.

Es ist selbstverständlich, daß im Rahmen einer Rezension für diese Frage nicht das ganze Buch überprüft, sondern nur *einzelne Stellen* etwas näher betrachtet werden können. Dabei zeigt sich aber rasch, was man *wirklich* vor sich hat.

Auf S. 28 wird — etwas erstaunlicherweise — der Stoff von Mt 3,1-3.5b und Parallele als Q-Text eingestuft, was auch ohne den Verweis auf meinen Aufsatz¹ manchem höchst fraglich erscheinen wird. Dem Rezensenten wird man nicht übel nehmen, daß *er* den Zusammenhang in dieser Materie ganz anders sieht, daß nach seiner Meinung Deuteromarkus für die bei Mt und Lk parallelen Züge gegen Mk verantwortlich gemacht werden muß und daß von Q in *diesem* Text keine Spur zu finden ist. Es hat von dieser Basis aus dann selbstverständlich gar keinen Sinn, für die *einzelnen* Passagen hinter den verschiedenen Versionen des Mt und Lk doch den Text der Q-Vorlage zu rekonstruieren. Natürlich wird vom Autor niemand verlangen, daß er bei Abfassung seines Buches bereits gelesen haben sollte, was damals noch nicht gedruckt war, aber unabhängig davon hätte der Verfasser, wenn er schon darüber schreibt, die synoptischen Zusammenhänge genauer überprüfen müssen, die dann nicht das glatte Urteil erlaubt hätten, es handle sich um Q. Wenn auch hier nicht näher darauf eingegangen werden kann, «verbar-

¹ A. Fuchs, Die Überschneidungen von Mk und Q nach B.H. Streeter und E.P. Sanders und ihre wahre Bedeutung (Mk 1,1-8 parr), in: W. Haubeck-M. Bachmann (Hgg), Wort in der Zeit. Neutestamentliche Studien (= Fs. K.H. Rengstorf), Leiden 1980, 28-81.

rikadiert » Polag mit seiner « Rekonstruktion » von « Q » in diesem Fall das genetische Verständnis der Perikope völlig, was auch für die Struktur der Verse von Mt 3,11f par Lk 3,16f im Zusammenhang mit Mk 1,7-8 in analoger Weise Geltung hat, die Polag auf derselben Seite seines Buches der Logienschrift zuteilt.

Aber selbst ohne Deuteromarkus würde man nicht ohne weiteres das der Mt-Redaktion zugehörige Präsens von παραγίνεται in 3,1 (vgl. 3,13) Q zurechnen können. Ebenfalls nicht überzeugend wird vom Verfasser die ganze Einleitung ἐν ταῖς ἡμέραις ἐκείναις παραγίνεται Ἰωάννης Q zugeschrieben, wohl deshalb, weil in der Lk-Parallele die Bearbeitung durch den Evangelisten zu offenkundig ist. Hier sieht man aber bereits, von welchen Zwängen die Interpretation aufgrund ihrer stillschweigenden Voraussetzungen bestimmt ist: Weil bei Mt und Lk in dieser Perikope gemeinsame Passagen vorhanden sind, die bei Mk kein Äquivalent besitzen, muß es sich bei den Seitenreferenten um das Einwirken oder Vorhandensein von Q handeln; und was nicht nach Redaktion aussieht, wird dann sehr einfach und sogar mit einer gewissen Notwendigkeit der Logienschrift zugeteilt. Trotz aller inneren Logik besteht aber für Ergebnisse, die auf solcher Basis zustandekommen, keine Sicherheit; es kann vielmehr wie im vorliegenden Fall sein, daß sie an der wirklichen Sachlage radikal vorbeigehen. Unerfindlich ist in den Darlegungen Polags auch, warum die bei Mk 1,4 und Lk 3,3 vorhandene Wendung βάπτισμα μετανοίας möglicherweise zu Q gehören soll, während das ebenfalls nur von Mk und Lk gebrachte und bei beiden identische εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν nicht dieser Quelle angehört. Ist es, weil Mt im ersten Fall mit μετανοεῖτε wenigstens einen Anklang hat? Selbst wenn es so wäre, scheint es nicht sehr vorteilhaft für Polags Urteil, daß der so fundamentale Zusammenhang seines rekonstruierten « Logien »-textes mit dem *identischen* Mk so völlig übergangen wird!

Auf die gleiche Fraglichkeit der Methode stößt man, wenn man überlegt, wie Polag eine weitere Wendung beurteilt. Er sieht καὶ ἦλθεν εἰς πᾶσαν τὴν περίχωρον τοῦ Ἰορδάνου als Fragment von Q und setzt es ohne Schwierigkeit als unmittelbare Fortsetzung des ebenfalls zu Q gehörenden Zitats aus Jes 40,3! Daß Lk diesen Text, wie Polag bemerkt, nach 3,3a transponiert, wird man zwar kaum bestreiten, aber er stammt aus dem Stück Mk 1,5 par Mt 3,5, das nicht zur Logienschrift gehört. Es ist also reine Willkür, daß Polag die Passage nach dem Zitat setzt, wo sie auch spürbar schlecht paßt. Noch komplizierter und dogmatischer wird es, wenn Polag von Mt behauptet, dieser habe das « Q »-Fragment *unter dem Einfluß von Mk 1,5* nach Mt 3,5b transferiert. Dem Evangelisten Mt schien ja

demnach die Einordnung dieses Wortes in der Quelle Q, der er im übrigen laut Polag weithin folgen soll, so wenig passend, daß er sich von Mk zu einer Umstellung anregen ließ. Die Passage steht also weder bei Mt noch bei Lk am ursprünglichen Platz, und wo sie in der Logienschrift tatsächlich plazierte war, wird nur geraten. Wie man sieht, ist Rekonstruktion an sich sehr lobenswert, aber die *konkret* angewendete Methode und die *konkreten* Begründungen sind dabei von ausschlaggebendem Gewicht!

Es gehört zu den kleineren Problemen, daß S. 29 bei Schu 154 wohl Schulz mit Schürmann verwechselt wurde. Bei Mt 3,7 führt P. im Gegensatz zum GNT (1975), von dem er im übrigen den Text übernimmt, ἰδὼν δὲ τοὺς πολλοὺς τῶν Φαρισαίων... an, während umgekehrt für Lk ein τοῖς vor ἐκπορευομένοις fehlt, abgesehen vom fehlenden Akzent und falschen spiritus bei ἔλεγεν (29). Ohne daß gesagt werden soll, daß es mit anderen Stücken in Polags Buch genauso steht, ist diese mangelnde Genauigkeit und vor allem die Beeinflussung durch die erwähnte vorgefaßte Meinung nicht gerade vertrauenerweckend. S. 24 (vgl. 50-52) führt der Autor Mt 12,22-24.25.26.29 und Parallele als Teil der Logienschrift an, was für diesen Text sicher nicht stimmt² und wegen der ganz anderen genetischen Erklärung dieser Stellen auch für Mt 12,27.28.30 par zumindest *fragen* läßt, ob die Herkunft aus Q sicher ist oder nicht auch andere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden müssen (andere schriftliche Quellen bzw. mündliche Überlieferung). Hier soll nicht wiederholt werden, was in der Rezension zu R. Laufen, Die Doppelüberlieferungen der Logienquelle und des Markusevangeliums (BBB, 54), Königstein-Bonn 1980, in: SNTU 5 (1980) 169-175 zu den Überschneidungen von Mk und Q vermerkt wurde; nur ist selbstverständlich, daß ein Teil der dort gestellten Fragen auch für Polags Rekonstruktion von Q Geltung hat. Man könnte Polag zugutehalten, daß er die Mk-Parallelen zwar nicht auf Rechnung von Q setzt und in einem eigenen Anhang druckt, nur verschleiert dieses Verfahren teilweise den echten Sachverhalt. So stößt man an Hand dieses Arbeitsheftes mehr als einmal und nicht nur an den ausdrücklich genannten Stellen auf die seit langem diskutierte und durch die erwähnten Beiträge neu aktualisierte Frage nach dem genauen Umfang von Q, der Polag dezidiert von Anfang an ausweichen will (5), die er aber gerade durch seine Stoffauswahl provoziert.

Unter der Voraussetzung von Deuteromarkus, für die aber eine

² Vgl. A. Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern. Traditionsgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Mk 3,22-27 und Parallelen, verbunden mit der Rückfrage nach Jesus (SNTU B, 5), Linz 1980.

kaum mehr übersichtbare Reihe von Beobachtungen und Argumenten vorliegt, muß ja ein Teil der üblicherweise Q zugeschriebenen Logien mit Sicherheit dieser Quelle bestritten werden, sodaß sich schon dadurch ihr Umfang reduziert, und für weitere Teile ist zumindest methodisch die Frage zu stellen, ob der Redaktor seine Stoffe unbedingt aus der *Logienschrift* bezog (z.B. Mt 3,7-10.12 par) oder nicht auch aus anderen Traditionen gekannt haben kann. Probleme des Inhalts, der sprachlichen Gestalt, der Theologie usw. von Q, wie sie unlängst von H.H. Stoldt, *Geschichte und Kritik der Markushypothese*, Göttingen 1977, 225 nicht zu unrecht, wenn auch aus anderen Gründen, als noch anstehend bezeichnet wurden, sind von dieser Basis aus erneut in Angriff zu nehmen. Polags Textheft regt also im Zusammenhang mit anderen Beobachtungen zu weiterer Auseinandersetzung mit diesem Problem an, eine auch nur einigermaßen ausgewogene und zweifelsfreie Rekonstruktion von Q bietet sein Heft nicht.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß der von Polag vorgeschlagene Titel ΛΟΓΟΙ ΤΟΥ ΚΥΡΙΟΥ ΙΗΣΟΥ (28) seine Rekonstruktion eher belastet als klärt. Er fügt ja dem Wandel des Begriffs, der sich in der synoptischen Forschung sehr maßgeblich ausgewirkt hat, von den Logien des Papias zum Q der heutigen Zweiquellentheorie,³ eine weitere, wenn auch nicht ganz neue Nuance hinzu, die zusätzliche Fragen zum Charakter seiner Quelle aufkommen läßt. Es sei aber nicht vergessen zu betonen, daß Polags Sammlung der Fragmente und wichtigen Autoren als *Herausforderung* nützliche Dienste leisten kann. In diesem Sinn wird man dem Autor für seine große Mühe nur danken können.

Linz

A. Fuchs

W. Schenk, *Synopse zur Redenquelle der Evangelien. Q-Synopse und Rekonstruktion in deutscher Übersetzung mit kurzen Erläuterungen*, Düsseldorf 1981 (Patmos Verlag), 138 Seiten, kart. DM 32,80

Zur Beschreibung des Inhalts und der Absicht dieses Arbeitsheftes kann man zunächst der Ankündigung des Umschlags folgen, daß der Autor «in diesem Buch einen Rekonstruktionsvorschlag für Q» bieten möchte, «den er — als wissenschaftliche Hypothese — selbst verantwortet, der sich aber auf die bekannten und anerkannten Ergebnisse der älteren und jüngeren Forschung stützen kann». Rein äußerlich ist das Buch so angelegt, daß für jedes Wort

³ Vgl. dazu Stoldt, *Geschichte*, passim (siehe Rezension).

bzw. jede Perikope, die nach Schenk für Q in Frage kommt, der übersetzte Text der Mt- und Lk-Fassung nebeneinandergestellt wird; darauf folgt der vom Verfasser aus beiden rekonstruierte Text von Q, und als dritter Teil jeweils Erläuterungen, die hauptsächlich exegetischer Art sind, wenn auch sachkritische, traditionsgeschichtliche und andere Bemerkungen wiederholt eingestreut werden.

Schenk sieht eine Berechtigung für seine Zusammenstellung darin gegeben, daß seit Harnack der Q-Text nicht in seiner Gesamtheit rekonstruiert und in deutscher Übersetzung publiziert wurde. Das griechisch-deutsche Textheft von S. Schulz (1972) bietet ja nur den Wortlaut der entsprechenden Passagen in der Fassung des Mt und des Lk, ohne den Versuch einer Herstellung des zugrundeliegenden Quellentextes. Methodisch kommt Schenk zu seinem Text durch Reduktion der jeweiligen Mt- und Lk-Bearbeitung, wobei der Verfasser zusätzlich bemerkt, daß es sich bei seinem Resultat um « das Ergebnis mehrjähriger Aufarbeitung der Q-Forschung in Vorlesungen, Seminaren und Übungen » (12) handelt. Umfangmäßig hält er sich an das bei Schulz gebotene Material, mit geringfügigen Erweiterungen. Wie zu erwarten folgt Sch. in der Anordnung der Stoffe der Reihenfolge des Lk-Ev. Als Übersetzungsmaßstab führt der Autor an, « synoptische Übereinstimmungen und Abweichungen möglichst nach der Oberflächengestalt des Textes zu geben, im Konfliktfall jedoch der exegetisch erschlossenen semantischen Tiefenstruktur zu folgen » (13). Es sei noch erwähnt, daß durch verschiedene Schrifttypen und Unterstreichungen auch optisch erfaßbar sein soll, was aufgrund redaktionsgeschichtlicher Forschungen bzw. nach dem Urteil Schenks Überlieferung und was Bearbeitung sein soll.

Soweit wird man sich mit der Absicht des Verfassers im allgemeinen identifizieren können, besonders wenn man berücksichtigt, daß Schenk trotz entgegenstehender Bedenken « der Gemeinde aus theologischen Gründen den Q-Text nicht vorenthalten » möchte (Umschlag) und seine Rekonstruktion zumindest teilweise auch praktischen Zielen dient. Trotzdem sind auch unter dieser Einschränkung an den Autor einige Fragen zu stellen, wenn man nicht der Ansicht ist, daß für Praktiker, die die Probleme im einzelnen nicht selbst überprüfen können, Handbücher noch verlässlicher sein sollten als für wissenschaftliche Kreise geschriebene Publikationen. Fragen kann man zunächst, ob nicht die Übersetzung des Mt- und Lk-Textes manchmal sehr frei geraten ist (z.B. S. 43 die Wiedergabe von Mt 11,13) und ob dem Leser ein guter Dienst geleistet wurde, wenn der Text teilweise überstark mit einer noch dazu subjektiven Interpretation vermengt wird (vgl. die Übersetzung von βασιλεία

τῶν οὐρανῶν mit «Herrschaft der Liebe Gottes»). Nicht unbedingt ratsam scheint es auch, daß derselbe griechische Ausdruck im Deutschen fallweise mit verschiedenen Wörtern übersetzt ist, wie etwa S. 59 bei Mt 13,16 par Lk 10,23, wo μακάριοι οἱ ὀφθαλμοί bei Mt mit «(eure) Augen...sind glücklich zu preisen», bei Lk mit «unvergleichlich wichtig sind die Augen» wiedergegeben wird. Durch solche Manöver gelingt es zwar, der deutschen «Wiedergabe» etwas Ungewohntes und Provozierendes zu verleihen, was in anderer Hinsicht von Wert sein kann, aber die notwendige Treue zur Vorlage kommt dabei bei weitem zu kurz. Ohne zu übersehen, daß in den Erläuterungen viel Brauchbares und Wissenswertes gerade für den Praktiker gesammelt ist, bemerkt man auch dort gelegentlich ziemlich kühne Erklärungen. Wenn der Verfasser z.B. aus der Einordnung des Stückes vom Hauptmann von Kapharnaum nach der «Grundsatzrede» und wegen der erstmaligen Nennung eines konkreten Namens und eines konkreten Ortes die — von ihm positiv beantwortete — Frage stellt, ob «der Befehlshaber an der Sammlung und Überlieferung dieser Jesusworte maßgebend beteiligt» war (38), so ist das zwar eine interessante Überlegung, schießt aber über alles einigermaßen Gesicherte weit hinaus und ist auch von anderer Seite her (s.u.) sehr fragwürdig. Weit weniger folgenreich ist es im Vergleich dazu, wenn Schenk zu δύο χιτῶνας Mt 10,10 von den «zwei Jacken» redet, die nach seinen Worten «das Kennzeichen damaliger hellenistischer Luxusreisen» gewesen sein sollen (52). Zu den kleineren und außerdem auch bei anderen Autoren vorfindlichen Irrtümern gehört es, wenn Sch. S. 68 Mt 12,28 fälschlich mit 12,27 statt mit 12,24 in Zusammenhang bringt und den Katalogcharakter der gesammelten Argumente nicht erkennt.¹ Als nicht so sicher, wie es der Verfasser einschätzt, werden andere desgleichen den Zusammenhang zwischen Eph 2,6 und 2 Tim 2,18 beurteilen, von dem Schenk meint, daß die enthusiastische Heilsgewißheit von Eph 2,6 an der späteren Stelle zurückgewiesen werde (86). Nur schwierig einordnen läßt sich die Behauptung, daß Mt mit seiner «Seligpreisung» des Petrus (16,17-19) sein Jesusbuch legitimiere, wobei er gleichzeitig damit «Petrus als seinen Offenbarungsüberlieferer legitimiert und sein Jesusbuch als einen Petrusbericht verstanden wissen will» (60), da Schenk andererseits in seiner Einleitung (11) doch der Auffassung ist, daß Mt wesentlich von Mk abhängе («die erste und wichtigste Quelle») und zudem Q benützt. Die

¹ Vgl. A. Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern. Traditions- und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Mk 3,22-27 und Parallelen, verbunden mit der Rückfrage nach Jesus (SNTU B, 5), Linz 1980.

Petrusautorität könnte also nur in indirektem Sinn dahinterstehen. Viel schwerer wiegt, daß Schenk zwar das Problem der Mk-Q-Überschneidungen kennt, dieser Frage aber viel zu wenig nachgeht, was aber unvermeidbar den Umfang seiner Stoffauswahl in Frage stellt. Dazu soll nicht wiederholt werden, was in der Rezension des Buches von Laufen² schon angemerkt wurde und analog auch von Schenk zu beachten gewesen wäre. Falls ernsthaft mit Deuteromarkus zu rechnen ist — woran der Rezensent nicht zweifelt — entfällt z.B. Mt 12,22-23.24.25-26 par für Q (66), und für Mt 8,5-11 par müßte unter dieser Voraussetzung die Herkunft aus Q *gesichert* und dürfte nicht vorausgesetzt werden (38). Ähnliches gälte, um nur noch zwei Beispiele anzuführen, für die Stücke Mt 3,7-10 par und 3,12 par, die forschungsgeschichtlich, vor allem das zweite, hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zur Logienschrift soviel Schwierigkeiten gemacht haben und die Deuteromarkus ebensogut aus anderen Traditionen wie aus Q kennen konnte,³ ohne daß hier darauf näher eingegangen werden kann. Entschieden abgelehnt werden muß die Behauptung Schenks, daß der Redaktor des Mk-Ev, z.B. bei Mk 8,12, «späte Q-Stoffe übernommen» habe (132), und daß sich dabei «die markinische Fassung als deutlich erkennbare nachträgliche Umgestaltung» verrate, was im zitierten Fall allein schon deshalb kaum zutrifft, weil Mk in seiner Formulierung noch eine Frageform aufweist, die in ihrer Offenheit mit den übrigen Kennzeichen des historischen Jesus gut harmoniert,⁴ während in den späten Parallelversionen eine Zeichenforderung ganz kategorisch abgelehnt wird.

Ein anderer Punkt, in dem vermutlich nicht alle der Meinung Schenks folgen werden, ist seine Identifizierung der dem Paulus bekannten Jesusworte mit einem sonst nicht so ohne weiteres nachweisbaren Grundbestand des «Spruchbuches» (132). Aus 1 Kor 7,25 die Überzeugung des Paulus zu erschließen, «daß er alles zu kennen glaubt, was es an Herrenworten gibt», verrät viel Mut, dem das Maß an Sicherheit aber keineswegs Schritt hält. So interessant die Beziehung des Paulus zur Jesustradition der Synoptiker an sich ist, so fragwürdig ist es wieder, wenn Schenk im gleichen Zusammenhang weiß, daß die von Mt und Lk benutzte Fassung gegenüber der Paulus bekannten «erheblich erweitert» (132) war. Hier werden

² Vgl. SNTU 5 (1980) 169-175.

³ Vgl. A. Fuchs, Die Überschneidungen von Mk und Q nach B.H. Streeter und E.P. Sanders und ihre wahre Bedeutung (Mk 1,1-8 parr), in: W. Haubeck-M. Bachmann (Hgg), Wort in der Zeit. Neutestamentliche Studien (= Fs. K.H. Rengstorf), Leiden 1980, 28-81.

⁴ Vgl. J. Schlosser, La règle de Dieu dans les dits de Jésus, I-II (EtBib), Paris 1980.

unbesehen und mit überraschender Eindeutigkeit *Möglichkeiten* als Tatsachen ausgegeben, ein Zug in Schenks Buch, der auch an anderen Stellen den Wert der Darstellung reduziert.

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, wie sehr die nivellierende und undifferenzierte Zuordnung allen bei Mt und Lk vorhandenen, bei Mk aber fehlenden Materials zu Q sich auch auf die *Beurteilung des Inhalts* auswirken kann. Wie erwähnt, sieht Schenk nicht, daß die zweifellos messianische Stelle Mt 3,12 par von Deuteromarkus in die Komposition der Johannesperikope eingebracht wird und erkennt damit auch, daß der Redaktor *dieser* Schrift eine ganz eindeutige messianische Aussage von *Jesus* macht, während nach dem Muster der üblichen Zweiquellentheorie dieser Text nur eine historische Nachricht übermittelt und Johannes einen *unbekannten* Stärkeren als Messias verkündet. Weil Schenk neben anderem die *Funktion* und den traditionsgeschichtlichen Ort des von ihm Q zugeschriebenen, aber nicht so sicher von dort herleitbaren Stückes Mt 3,12 nicht erfaßt, kann er apodiktisch seiner Zusammenstellung der Redequelle entnehmen: « Jesus war [in dieser Schrift] nicht der Messias » (23), wie er umgekehrt anderswo keine Hemmung hat, die hinter Q stehende Gemeinde als die des « göttlichen (!) Endzeitpropheten » (60) zu beschreiben. Im Rückblick auf diese und die übrigen zitierten Punkte wird man kaum sagen können, daß mehr Vorsicht und Zurückhaltung in der Beurteilung der Texte, bei der Rekonstruktion der Vorlage und der Übersetzung von Schaden gewesen wäre. Das alles hindert aber nicht, daß sich diese Q-Synopse nicht für viele Praktiker als brauchbar, anregend und nützlich erweisen kann, wenn man wissenschaftlich auch mehr Solidität und weniger Hypothetisches, Gewagtes oder Falsches erwartet hätte. – Störende Druckfehler sollten vor allem S. 35, 104 und 109 geändert werden.

Linz

A. Fuchs

D.E. Garland, *The Intention of Matthew 23* (NovTestSuppl, 52), Leiden 1979 (Verlag E.J. Brill), XII+225 Seiten, geb. hfl 80,-, 64,- (Subskription)

Das Kapitel Mt 23 gehört zu jenen Stoffen des Evangeliums, die nicht erst in der neueren Exegese häufig und von verschiedenen Seiten als Problem empfunden wurden. Die « erbarmungslose Schärfe » dieses Abschnittes scheint in direktem Gegensatz zum Gebot der unbeschränkten Nächstenliebe zu stehen, das im gleichen Evangelium bei 22,39 ausgesprochen ist, ebenso wie zu Mt 5,22 oder 5,44, wo bereits ein Schimpfwort zur Anklage vor dem Hohen Rat führt oder andererseits die Feindesliebe als Norm christlichen

Verhaltens gesetzt wird. Es verwundert also nicht, daß man — besonders von jüdischer Seite — Mt 23 als das « unchristlichste » Kapitel in allen Evangelien bezeichnet hat und daß die Hoffnung geäußert wurde, daß sich möglichst wenig als auf Jesus rückführbar erweise. Es ist aber offenkundig, daß mit diesem Wunsch nicht alle Probleme beseitigt waren. Denn selbst wenn man nicht annahm, daß die aggressiven Beschuldigungen auf Jesus selbst zurückgingen und er in seinem Verhalten deshalb nicht der Ungerechtigkeit beschuldigt werden konnte und somit auch mit anderen seiner eigenen Äußerungen nicht in Widerspruch stand, so war doch das anstößige Problem nur verschoben, nicht beseitigt. Denn die Abstempelung *aller* Gesetzeslehrer als pharisäische Schlangenbrut lastete nun mit gleichem Gewicht auf Mt und auf der Kirche. Selbst wenn es « nur » die Kirche des *Mt* gewesen wäre, die sich zu solcher Polemik hinreißen ließ, war damit die Frage der Gültigkeit des Evangeliums und des NT *grundsätzlich* gestellt, da gerade das Mt-Ev sich zu *dem* Evangelium der Kirche entwickelt hat. So stellt z.B. W.G. Kümmel, Heilsgeschehen und Geschichte, II, 38 die Frage, ob es sich nicht etwa bei Mt 23,15.32 um « eine 'Verteufelung' der Gegner » handle, « die sich nicht nur göttliches Urteil über die Gegner anmaßt, sondern auch ihr Verhalten böse verzeichnet ». Erstaunlicherweise beantwortet der Autor diese Frage und die weitere, « ob *diese* Polemik im Rahmen des gesamten Neuen Testaments nicht als irrtümliche Verzeichnung der Wirklichkeit ... verstanden werden muß », « eindeutig und uneingeschränkt mit Ja » (aaO.), was ihn sogar dazu führt, sich mit Luther gegen die Schrift auf Christus zu berufen, womit das bekannte Problem von der Mitte der Schrift in seiner Aktualität spürbar wird. Ob man also das Problem im Verhalten Jesu selber sieht oder es zu seiner Entlastung « nur » dem Mt unterstellt, hat eine Exegese des NT, die sich den wahren Fragen stellt, diese Widersprüche entweder historisch oder theologisch zu lösen, falls nicht eine Kombination von beidem in Frage kommt. Garland steht also vor keiner leichten Aufgabe, wenn er die Gegensätze durchleuchten und lösen will, die Kümmel z.B. zum Verhängnis geworden sind.

Bei der Analyse des Materials geht Garland so vor, daß er nach einleitenden Bemerkungen zum Problem und zur Methodologie Komposition und Struktur von Mt 23 behandelt. Hier kommen Quellenfragen zur Diskussion, aber auch die Frage der mt Bearbeitung und des Kontextes von 23-25. Im zweiten Kapitel folgt die Einzeluntersuchung von Mt 23,1-12, im dritten und vierten geht der Autor auf die Absicht der Weherufe und auf den Vorwurf der Heuchelei ein. Man sieht bereits hier, in welche Richtung die Un-

tersuchung geht, wenn G. im letzten Abschnitt nacheinander den Vorwurf der Heuchelei als Hinzufügung durch Mt, als Charakteristik der Schriftgelehrten und Pharisäer und als Warnung an christliche Führer behandelt. Im fünften und sechsten Kapitel werden dann die einzelnen Weherufe 23,13-28 untersucht sowie der Stoff von 23,29-39. Eine Zusammenfassung und Register (nur ein Autorenverzeichnis vermißt man) schließen das Buch ab.

Es ist selbstverständlich von größtem Interesse, welches Resümee der Verfasser aus seinen Einzeluntersuchungen zieht. Wie er selbst formuliert, ist Mt 23 « nicht der Angriff des Mt gegen Israel, sondern ein Versuch, eine Lösung zu finden für das *christliche* Problem, daß Israel den jüdischen Messias verworfen hatte und die Heiden in steigendem Maß das Himmelreich in Besitz nahmen, abgesehen von der Schwierigkeit, daß er die unlängst erfolgte Zerstörung des Tempels und der Stadt Davids erklären mußte » (212). Garland bestreitet in seiner ganzen Studie einen polemischen Charakter von Mt 23. Vielmehr ist es das Anliegen des Evangelisten, die Kreuzigung Jesu und die Ablehnung der christlichen Judenmission als Verbrechen größten Ausmaßes erkennbar werden zu lassen, zu dem es durch die Verstockung « dieses Geschlechtes » unter dem Einfluß der Führer des Volkes kam und das der Langmut Gottes gegenüber seinem Volk ein Ende setzte. Weil Mt vor dem Problem stand, die ungeheure Katastrophe des Versagens seines Volkes und der Tötung des Messias einsichtig zu machen, mußte er die Wurzeln aufdecken, die zu diesem Versagen geführt hatten. « Die Schriftgelehrten und Pharisäer... hatten sich der langen Tradition der verstockten Führer Israels durch die ganze Geschichte hindurch angeschlossen » (213), und Mt zeigt nur zusammenfassend auf, « wie die von Gott bestellten Hirten darin gräßlich versagt hatten, über die Herde zu wachen und für sie zu sorgen » (213). Dementsprechend sind die Weherufe nicht eigentlich polemisch zu verstehen, sondern lassen die Gründe ermessen für das niederschmetternde Gericht, das Israel bereits erfahren hat. Wie schon angedeutet, richtet sich der Blick des Mt aber nicht nur zurück auf die, die an der jüdischen Katastrophe schuldig sind, sondern auch auf jene, die in der christlichen Gemeinde Amt und Verantwortung besitzen. « Denn wenn Gott Israel nicht schonte, wird er ebenso sicher eine ungläubige Kirche nicht verschonen. Mt 23 hat eine pädagogische Funktion » (215).

Es ist kein Zweifel, daß diese Studie Garlands nicht nur ein weiterer Beitrag zur jüngsten Diskussion um das Verständnis von Mt 23 ist, sondern daß der Verfasser ein Tor geöffnet und einen Weg gewiesen hat, der überzeugend geeignet ist, Mt und seine Kirche

vom Vorwurf unchristlicher Polemik und der Verfälschung der Sache Jesu zu befreien. Man wird dieses Buch in der Diskussion um Mt in Zukunft nicht außer Acht lassen dürfen.

Linz

A. Fuchs

- J. Zumstein, *La condition du croyant dans l'évangile selon Matthieu* (OBO, 16), Freiburg-Göttingen 1977 (Universitätsverlag Freiburg/Schweiz-Vandenhoeck und Ruprecht), 467 Seiten, geb. sfr 54,-

J. Zumstein, seit 1975 Professor für NT an der (reformierten) Theologischen Fakultät der Universität Neuchâtel legt mit seiner Doktoratsthese von 1974 (bei P. Bonnard) eine Theologie des Mt-Ev vor, die von der Fragestellung aus geschrieben ist, wie der Evangelist das Problem der christlichen Existenz aufgrund seiner Quellen sieht, die er übernimmt, vielfach neu ordnet und häufig auch stark bearbeitet.

Der Verfasser gliedert seine Untersuchung in sechs große Teile, in denen er folgende Themen behandelt: Teil I bringt eine Analyse des Jüngerbegriffs und als Kontrapunkt eine Untersuchung über die Gegner Jesu, beide Gruppen in ihrer vielfachen Differenzierung und in ihrer paradigmatischen Funktion, mit deren Hilfe die Kirche ihr eigenes Leben interpretiert. Hier kommt deutlich zum Vorschein, daß Mt nicht an einer Wiedergabe der genauen historischen Konturen der Zeit Jesu interessiert ist, sondern daß vielmehr die Gegner das ungläubig verschlossene Judentum nach 70 repräsentieren, während die Jünger als Beispiele des Glaubens stilisiert werden. Im 2. Teil versucht Z. den *Grund* für die im ersten Teil nachgewiesene Typisierung zu erfassen und findet ihn in der Christologie. Man kann, wie der Autor darlegt, den Auferstandenen und seine Vollmacht nicht erkennen und anerkennen, ohne auf den irdischen Jesus zu hören und ihm nachzufolgen, sodaß dieser, im besonderen seine Lehre, normative Autorität erhält. Das wird exemplarisch an drei Perikopen aufgezeigt, Mt 28,16-20; 5,17-20 und 11,25-30. Im dritten Teil wird sichtbar, daß diese Autorität den einzelnen nicht isoliert, sondern im Rahmen der Kirche erreicht. Das besondere Interesse Zumsteins finden hier die in der Mt-Kirche maßgeblichen Schriftgelehrten und die Propheten sowie die Spaltungen und die Gefahr der Häresie, die die Kirche bedrängen. Es stellt sich heraus, daß die Schriftgelehrten in der Kirche des Mt eine (führende) Rolle einnehmen bezüglich der Interpretation und ständigen Aktualisierung der jesuanischen Botschaft und Lehre für die Christen selbst und daß sie eine missionarische Aufgabe gegen-

über ihren jüdischen Volksgenossen besitzen. Andererseits zeigt sich, daß ihr Amt in Gefahr ist, sich eine Bedeutsamkeit zuzumessen, die zur Belastung für die Kirche werden kann, wenn es auf die dienende Funktion vergißt. Auch das Amt der Propheten hat eine doppelte Funktion, für die Kirche und in Richtung des ungläubig gebliebenen Judentums. Innerhalb der Kirche haben sie ihre Aufgabe als charismatische Wanderprediger, die die verstreut wohnenden Christen in den Dörfern besuchen; gegenüber Israel rufen sie zur Bekehrung und zur Anerkennung Jesu als Messias auf. In der Mt-Kirche ist aber auch die Gefahr falscher Propheten akut und überdies die Institution der Wanderlehrer im Verfall begriffen, nicht zuletzt deshalb, weil die Katastrophe des Jahres 70 der Israelmission ein Ende gesetzt hat, was dafür dem Schriftgelehrentum (Katechese, etc.) mehr Gewicht verliehen hat. Parteiungen und Spaltungen sind für die Mt-Kirche offenkundig ein sehr drängendes Problem, wie das verbreitete Vorkommen von ἀνομία, πλανάω, σκάνδαλον und ψευδοπροφήτης erkennen läßt. Es geht intensivst um die Frage der Gültigkeit des Gesetzes gegenüber einem übertriebenen Charismatikertum, in dem der historische Jesus an Bedeutung verliert, sodaß auch Uneinigkeit in christologischen Fragen die Folge ist. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der konkrete Hintergrund der kirchlichen Verhältnisse zur Zeit und in der Umgebung des Evangelisten von größter Bedeutung für die Exegese der einschlägigen Texte ist, was auch schon für die vorangehenden zwei Kapitel zu sagen gewesen wäre und was einen jener Punkte darstellt, in denen die Arbeit Zumsteins größte Anerkennung verdient. Obwohl an dieser Interpretation nicht alles neu ist, vielmehr eine Reihe von Erkenntnissen bereits der jüngeren Mt-Exegese angehört, ist dieses Kapitel für den Mt-Sitz im Leben trotzdem sehr aufschlußreich und lesenswert. Einen besonderen Gewinn kann man sicher auch darin sehen, daß zum Teil schon früher erarbeitete Erkenntnisse durch Zumsteins Buch dem französischsprachigen Leser leicht zugänglich werden.

Der vierte Teil bringt einen Überblick darüber, wie der Christ seinen Glauben in persönlicher Weise verwirklicht und durch ihn die Gegenwart besteht. Die Analyse dieses Problems geht davon aus, daß der irdische Jesus zugleich der Kyrios und der zum Gericht kommende Menschensohn ist, sodaß der Jünger dadurch zu radikaler Verantwortung gerufen wird. Auf der Ebene des historischen Jesus sind hier die Begriffe συνιέναι und ἀκολουθεῖν, die auch typologische Bedeutung für den Gläubigen haben, maßgeblich; darüber hinaus ist die Frage zu beantworten, wie die Nachfolge das gegenwärtige Leben gestaltet und die Erwartung der Zukunft gleichfalls bereits jetzt Wirkung zeigt. Für den Jünger ist typisch, daß er die

Lehre Jesu, anders als bei Mk, *versteht*, während sie der nichtgläubigen Menge verschlossen bleibt. Die Geheimnisse (μυστήρια) der Gottesherrschaft sind den Gläubigen begreiflich, den anderen versperrt. Die Jünger werden selig gepriesen, weil sie *gläubig*, nicht weil sie historisch Augenzeugen sind. Die Wundererzählungen werden für den Gläubigen zur Verheißung und zur Forderung, daß sich der Glaube auch in Prüfungen (ὀλιγοπιστία) bewähren soll. Das bevorstehende Kommen des Herrn ist Anlaß zu ständiger Wachsamkeit.

Im fünften Teil untersucht Z. nun nicht die gesamte Darstellung der Ethik durch Mt, sondern wie sich die alles umfassende Verantwortlichkeit des Christen in seinem Leben zeigt. Hier kommt die Wurzel des unbedingten Gehorsams des Menschen gegenüber dem Willen Gottes in der eschatologischen Verkündigung Jesu zur Sprache; der Inhalt wird gestreift und auch die konkrete Anwendung. Stellvertretend werden dazu Mt 5,3-10; 5,43-48 und 25,31-46 untersucht.

Der sechste und letzte Teil steht unter dem Thema: der Glaubende und die Kirche, der weiter untergliedert ist in die Kapitel Sammlung der Kirche, Nächstenliebe, und Kirche und Welt. Es hat seine Begründung in der universalen Aufforderung an jeden Menschen zur Nachfolge und Jüngerschaft, was Kirche, Gemeinschaft der Jünger, zur Folge hat. Selbstverständlich wird auch das anhand zahlreicher Texte erläutert bzw. richtiger aus ihnen hergeleitet. Auf eine allgemeine Zusammenfassung kann der Verfasser verzichten, da er in der Einleitung einen guten Überblick über Anlage und Ergebnisse seiner Studie geboten hat.

Insgesamt liegt mit dieser Monografie eine profunde Arbeit zur mt Theologie vor, die auf redaktionsgeschichtlicher Basis die Person und das Anliegen des Mt an vielen Stellen plastisch hervortreten läßt. Überhaupt gehört es zu den Vorzügen dieses Buches, daß es Z. in so hohem Maß gelungen ist, die konkrete Situation des Evangelisten sichtbar werden zu lassen, aus der heraus und für die er sein Evangelium schreibt. Im allgemeinen wird überall die neueste Literatur herangezogen und verarbeitet, wenn auch bedauerlich ist, daß es dem Verfasser nicht mehr möglich war, das zwischen Abschluß der Dissertation und ihrer Veröffentlichung Erschienene noch zu berücksichtigen. Überraschenderweise fehlt bei der Diskussion von Mt 22,1-14 der damals schon vorhandene Artikel von Vögtle, wie inzwischen auch die Bücher von Merklein, Chilton und Schlosser,¹

¹ H. Merklein, Die Gottesherrschaft als Handlungsprinzip. Untersuchung zur Ethik Jesu (FzB, 34), Würzburg 1978; B.D. Chilton, God in Strength. Jesus' Announcement of the Kingdom (SNTU B, 1), Linz 1979; J. Schlosser, Le règne de Dieu dans les dits de Jésus, I-II (EtBib), Paris 1980.

um nur die wichtigsten zu nennen, die zum Vergleich heranzuziehen wären. Daß man gerade bei einer so wertvollen Arbeit gern ein Autoren- und Schriftstellenregister und eine Liste der besprochenen griechischen Wörter oder Wendungen vorgefunden hätte, braucht nicht erwähnt zu werden. Abgesehen von solchen Wünschen kann man die Monografie, die trotz des Umfangs und der Schwierigkeit der Materie sehr leserlich und klar geschrieben ist und abschnittsweise auch sehr nützliche und gut orientierende Zusammenfassungen bringt, dem eingehenden Studium nur mit Gewinn empfehlen.

Linz

A. Fuchs

U. Busse, *Das Nazareth-Manifest Jesu. Eine Einführung in das lukanische Jesusbild nach Lk 4,16-30* (SBS, 91), Stuttgart 1978 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 134 Seiten, kart. DM 19,80

Die vorliegende Studie ist ein Teil der Dissertation des Verfassers, die in ihrem Hauptteil unter dem Titel «Die Wunder des Propheten Jesus» veröffentlicht wurde und bereits in zweiter Auflage (1979) erschienen ist. Hier wendet sich der Autor einer der schwierigsten und umstrittensten Perikopen des Lk-Ev zu, die jedoch für den Evangelisten programmatische Bedeutung hat, nach Busse für Evangelium *und* Apg. In den VV. 18-21 wird nach ihm die Sendung Jesu, in 23-29 sein Geschick skizziert. Dabei stellt sich heraus, was auch von anderen Arbeiten schon bekannt ist, daß Lk an das aus dem deuteronomistischen Geschichtswerk bekannte Modell vom gewaltsamen Geschick des Propheten anknüpft, das sich auch an Jesus erfüllt.

Rein äußerlich gliedert Busse sein Buch in zwei Teile, 1. die Interpretation des Kontextes Lk 3,21-4,44, in dem die fragliche Perikope 4,16-30 steht, und 2. die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Lk 3,21-4,44 und dem Gesamtwerk. Ohne auf die Detailprobleme hier im einzelnen eingehen zu können, ist für manchen Leser vielleicht von besonderem Interesse, was man zur Form der Episode Lk 4,16-30 oder über das Verhältnis lk Erzählkunst zur hellenistischen Geschichtsschreibung finden kann. Informativ ist auch das Kapitel über den jüdischen Synagogengottesdienst und die entsprechende Darstellung des Lk, um nur einiges zu nennen. Über das ganze Buch verstreut trifft man Beobachtungen, die für die literarische und theologische Eigenart des Lk im allgemeinen von Interesse sind, wenn auch der sprachlich nicht gerade sehr lesbare Stil des Autors — manche Passagen sind auch inhaltlich zu wenig klar formuliert — und die teilweise nur angedeuteten Zusammenhänge stellenweise den Wunsch aufkommen lassen, daß B. die Einzel-

exegese stärker berücksichtigt und seine oft weittragenden Ergebnisse für den Leser deutlicher *aus* ihnen herleitet. Sein Buch wird aber sicherlich zu manchen neuen Überlegungen Anlaß geben und bei der mühsamen Erarbeitung der Lk Theologie in der heutigen Exegese nicht übergangen werden dürfen. Das dankenswerterweise beige-fügte Schriftstellenregister erlaubt es dem Benutzer überdies, die — von Lk 4,16-30 abgesehen — Beobachtungen des Verfassers auch zu anderen Stellen des Lk Werkes rasch aufzufinden, sodaß die Monographie als Beitrag zum ganzen Werk des Lk, nicht nur zur Nazarethperikope gewertet werden muß.

Linz

A. Fuchs

M. de Jonge (Hg), *L'Evangile de Jean. Sources, rédaction, théologie* (BETL, 44), Gembloux-Löwen 1977 (Verlag J. Duculot-Leuven University Press), 416 Seiten, kart. bfr 950,—

Dieser Sammelband enthält Vorträge, Seminarreferate und sonstige Beiträge, die während der 26. Journées Bibliques vom 20. bis 22. August 1975 in Löwen gehalten wurden. Wie schon der Untertitel der Veröffentlichung deutlich macht, werden die verschiedensten Themenbereiche angesprochen.

Im einzelnen sind folgende Aufsätze enthalten: Eine Einführung von M. de Jonge (13-18); ferner: R. Schnackenburg, Entwicklung und Stand der johanneischen Forschung seit 1955 (19-44); J. Giblet, *Développements dans la théologie johannique* (45-72); F. Neirynck, *John and the Synoptics* (73-106); B. Lindars, *Traditions behind the Fourth Gospel* (107-124); E. Ruckstuhl, *Johannine Language and Style. The Question of Their Unity* (125-147); J.L. Martyn, *Glimpses into the History of the Johannine Community* (149-175); I. de la Potterie, *Parole et Esprit dans S. Jean* (177-201); M. Sabbe, *The Arrest of Jesus in Jn 18,1-11 and Its Relation to the Synoptic Gospels* (203-234); M.-E. Boismard, *Un procédé rédactionnel dans le quatrième évangile: la Wiederaufnahme* (235-241); P. Borgen, *Some Jewish Exegetical Traditions as Background for Son of Man Sayings in John's Gospel (Jn 3,13-14 and context)* (243-258); H. Thyen, *Entwicklungen innerhalb der johanneischen Theologie und Kirche im Spiegel von Joh 21 und der Lieblingsjüngertexte des Evangeliums* (259-299); P. Bonnard, *La première épître de Jean est-elle johannique?* (301-305); R.E. Brown, *The « Mother of Jesus » in the Fourth Gospel* (307-310); J. Coppens, *Les logia johanniques du fils de l'homme* (311-315); J. Delobel, *The Bodmer Papyri of John. A Short Survey of the Methodological Problems* (317-323); K.P. Donfried, *Ecclesiastical Authority in 2-3 John* (325-333); K. Hanhart, *« About the tenth hour » ... on Nisan 15 (Jn 1,35-40)* (335-346);

C.J.A. Hickling, Attitudes to Judaism in the Fourth Gospel (347-354); Y. Janssens, Une source gnostique du Prologue? (355-358); J. Painter, Christ and the Church in John 1,45-51 (359-362); T.E. Pollard, The Father-Son and God-Believer Relationships according to St John: a Brief Study of John's Use of Prepositions (363-369); S.M. Schneiders, History and Symbolism in the Fourth Gospel (371-376); B. Schwank, Efraim in Joh 11,54 (377-383); J. Seynaeve, Les verbes ἀποστέλλω et πέμπω dans le vocabulaire théologique de Saint Jean (385-389). Der Band wird abgeschlossen mit einem Abkürzungsverzeichnis (391), Register der zitierten Autoren (393-401) und Stellenregister zu den joh. Schriften (402-416).

Die Fülle der Beiträge und die Verschiedenheit der Themen machen es dem Rezensenten natürlich unmöglich, jeden einzelnen Aufsatz zu würdigen. Ich möchte mich daher auf einige mir wichtig erscheinende (und mich persönlich interessierende) beschränken; trotzdem hoffe ich, daß diese Auswahl nicht zu willkürlich ist.

Sehr nützlich und wertvoll sind ohne Zweifel die den Band einleitenden Literaturüberblicke von R. Schnackenburg und J. Gible. Sch.s Übersicht (19-44) umfaßt den Zeitraum von 1955 bis 1975, schließt also in etwa an die früheren Überblicke von W.F. Howard, C.K. Barrett und Ph.-H. Menoud an. Leitender Gesichtspunkt der Darstellung ist die *Methodenfrage*. In einem I. Punkt werden die wichtigsten neueren Kommentare mit ihrem je unterschiedlichen Kommentierungssystem vorgestellt. Der II., längere Teil des Aufsatzes stellt « Entwicklungen gemäß sich wandelnder Fragestellungen und Methoden » vor. Zum Schluß stellt Sch. für die weitere joh. Forschung drei « Problemschwerpunkte » heraus: (1) « Die literarische Gestalt und Eigenart des Werkes »; (2) « Geschichtliche und geographische Einordnung »; (3) « Theologisches Profil und Einordnung in die urchristliche Entwicklung ».

Eine wichtige Ergänzung zum Artikel Schnackenburgs ist der Beitrag von J. Gible (45-72). G. bespricht Arbeiten zur johanneischen *Theologie*. Zunächst geht er auf Veröffentlichungen mit einem heilsgeschichtlichen Ansatz ein, um dann in einem zweiten Teil Autoren zu besprechen, die einen gnostischen Hintergrund des 4. Evangeliums behaupten.

Natürlich stellen beide Überblicke nur eine Auswahl aus der umfangreichen Literatur zum Joh-Ev, die in diesem Zeitraum erschienen ist, dar. Mir scheint aber, daß die wichtigsten Tendenzen anhand exemplarischer Veröffentlichungen gut aufgezeigt werden. Insofern gewinnt man einen anschaulichen Einblick in die Arbeit auf dem Felde der joh. Forschung. Bei Giblets Aufsatz wäre manchmal eine kritische Stellungnahme zu dem einen oder anderen Autor —

wie etwa im Überblick Schnackenburgs — recht hilfreich, ohne daß der Verfasser deswegen den Eindruck von Besserwisserei hätte erwecken müssen.

F. Neirynck (73-106) versucht in seinem Artikel seine bekannte These von der literarischen Abhängigkeit des Joh-Ev von den Syn zu untermauern. Nach einem allgemeinen Resümee zum Stand der Forschung der letzten zehn Jahre wendet er sich speziell den Arbeiten von M.-E. Boismard (Synopsis II) und A. Dauer (Die Passionsgeschichte im Johannesevangelium) zu, wobei seine größere Aufmerksamkeit dem ersteren gilt, dessen recht verwickelte literarkritische Operationen (die Boismard freilich schon inzwischen wieder modifiziert hat, vgl. Synopsis III) recht übersichtlich aufgezeigt werden. Im 2. Teil seines Beitrags unternimmt N. dann den Versuch, unter Aufgreifen früherer Veröffentlichungen seine These von der literarischen Abhängigkeit des Joh von den Syn durch eine Analyse von Joh 20,1-18 im Vergleich mit Mt 28,9-10 und Lk 24,12 zu erhärten. Mt 28,9-10 ist nach ihm mt Redaktion. Lk 24,12 — ein Vers, den N. für authentisch hält — sei lk Redaktion; ebenso gingen die Differenzen zwischen Lk 24,1-11 und Mk 16,1-8 auf den 3. Evangelisten zurück. Aufgrund dieser syn Parallelen zu Joh 20,1-18 ergibt sich für N.: « that Lk 24,1-12 is John's principal source: in vv. 1-2 the women's visit summarizing Lk 24,1-9 and omitting the vision of the angels; in vv. 3-10, the disciples going to the tomb, parallel to 24,12; and in vv. 11ff., the 'omitted matter', the vision of the two angels » (106). Die Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena verdanke Joh « the tradition of the appearance of Jesus to the women as it is found in Mt 28,9-10; (ebd.). Daraus schließt N.: « not traditions lying behind the Synoptic Gospels but the Synoptic Gospels themselves are the sources of the Fourth Evangelist » (ebd.).

Trotz mancher Punkte, in denen ich N. durchaus zustimme, kann mich seine Hauptthese von der literarischen Abhängigkeit des Joh von den Syn nicht überzeugen (s. auch gleich zu M. Sabbe). So spricht m. E. gegen eine direkte Übernahme von Mt 28,9f in Joh 20,11-18 das « Gärtnermotiv » in Joh 20,15, das in der mt Parallele keinen Anhalt hat und das sich auch nicht als joh Einfügung plausibel machen läßt. Ich bin der Ansicht, daß hier ein apologetisches Motiv vorliegt (Abwehr des Vorwurfs, das leere Grab lasse sich durch die Entfernung der Leiche durch den Gärtner erklären), das schon vor Johannes in den Text eingebracht worden ist. Ähnliches gilt für Joh 20,3-10 (ohne den Lieblingsjünger): die genaue Beschreibung der ordnungsgemäßen Lage der Lechentücher weist ebenfalls auf Apologetik (Abweisung des Verdachts eines Leichendiebstahls).

Bei dieser Parallele zu Lk 24,12 kommt freilich noch die Unsicherheit hinzu, ob Lk 24,12 überhaupt authentisch ist. Da bin ich mir nämlich nicht so sicher – trotz eines wachsenden Konsenses in der Literatur für die Authentizität. Im ganzen scheint mir meine Hypothese (s.u. bei Sabbe) immer noch plausibler: daß nämlich Elemente der mt und lk (mk) Erzählungen in die mündliche Überlieferung übergegangen sind (und hier weitere Ausschmückungen erfahren haben), bevor sie Johannes aufgenommen und in sein Evangelium eingebaut hat.

M. Sabbe (203-234) behandelt ebenfalls die Frage des Verhältnisses zwischen Joh und den Syn. Er vertritt, wie Neirynck, die literarische Abhängigkeit des 4. Evangelisten von seinen Vorgängern. Die Gültigkeit seiner Hypothese sucht er in Auseinandersetzung mit der Arbeit des Rezensenten «Die Passionsgeschichte im Johannesevangelium» zu erweisen, u. z. anhand einer Analyse von Joh 18,1-11. Da sein Beitrag meine Untersuchung unmittelbar betrifft, möchte ich hier etwas näher eingehen. Ich hatte in meiner Dissertation die Ansicht vertreten, daß Johannes für seine Passionserzählung (Joh 18,1-19,30), die er im übrigen kräftig überarbeitete, eine durchaus selbständige Überlieferung (einen schriftlichen Passionsbericht) verwendet habe, die aber verschiedentlich von den syn Berichten beeinflusst worden sei, so daß an einzelnen Stellen Parallelen zu den früheren Evangelien entstanden seien. Wir hätten es also — u. z. schon im vor-joh Stadium — mit einem Ineinanderfließen von mündlicher und schriftlicher Tradition zu tun. Eine direkte literarische Abhängigkeit des Joh von den Syn glaubte ich ausschließen zu müssen, da sonst die z. T. doch recht beachtlichen Unterschiede zu den Syn, die sich nicht als joh Änderungen erklären lassen, unverständlich blieben. Andererseits aber legen die joh Parallelen zu Mt und Lk, die gerade an jenen Punkten vorliegen, die sich als redaktionelle Änderungen des Matthäus und Lukas an Mk erweisen, die Annahme nahe, daß die joh Tradition von den uns vorliegenden Syn beeinflusst worden war. – Diesen syn Einfluß auf eine *vor-joh* Quelle bestreitet also S. und behauptet seinerseits, daß diese Parallelen zwischen Joh und den Syn dadurch zustande gekommen seien, daß der 4. Evangelist direkt die Syn benutzt habe bzw. von ihnen «inspiriert» worden sei, während die Unterschiede zu den Syn und Sonderzüge in der joh Erzählung auf den Evangelisten selbst zurückgingen. Vers für Vers analysiert er die Perikope und sucht an Ort und Stelle meine entgegenstehende These zu widerlegen. So kommt er schließlich zu dem Ergebnis: «It is superfluous to separate redactional parts of the text of John and to ascribe the other parts to a pre-Johannine source, influenced by the Synoptic

Gospels. For a better understanding of the relation between John and the Synoptic Gospels and for a more homogeneous explanation of John's text as a whole, the awareness of the redactional creativeness of John combined with a direct dependence upon the Synoptics, is more promising » (233) bzw. « In questions of literary criticism, one ought to give priority to the hypothesis explaining the literary data without claiming the existence of unknown sources. While I appreciate Dauer's study of the similarities between John and the Synoptic Gospels, I cannot accept the unnecessary hypothesis of his pre-Johannine source » (234). – Ich bin freilich trotz der eingehenden Auseinandersetzung S.s mit meiner Hypothese und trotz weiterer Arbeiten der « Löwener Schule » zu diesen literar- und traditions-geschichtlichen Fragen (s.o. auch F. Neirynck) von einer direkten literarischen Abhängigkeit des Joh von den Syn nicht überzeugt und halte nach wie vor an meiner Ansicht fest. Wie unwahrscheinlich eine solche direkte literarische Abhängigkeit ist, wurde mir gerade in der Argumentation S.s wieder recht deutlich. Es wird doch eine recht eigenartige Vorstellung von der Arbeit des Evangelisten vorausgesetzt: Der Evangelist müßte wirklich mit « Schere und Leim » gearbeitet haben, indem er das eine Erzählelement aus der einen syn Szene, ein anderes aus einer anderen herauschnitt und sie zusammensetzte bzw. « zusammenleimte ». Dazu ein paar Beispiele zur Illustration aus der Analyse S.s zu den letzten Versen der Verhaftungsszene, die die Ähnlichkeiten bzw. Differenzen erklären sollen. Joh 18,10 schlägt Petrus dem Knecht des Hohenpriesters das *rechte* Ohr ab. Für diese Konkretisierung des Ohres als « rechtes » legt sich zunächst wohl die Parallele Lk 22,50 nahe. Anders S.: Nach ihm war hier Johannes von Mt 5,29.30 inspiriert, wo beide Male « rechts » redaktionell zugesetzt sei. « Maybe the expression as a whole (ἀποκόπτω — τὸ δεξιόν) came to his mind through the characteristic, parallel offense-pericopes of Matthew and Mark » (228); damit glaubt er dann auch die Änderung des syn ἀφείλεν (Mk 14,47 parr) in ἀπέκοψεν erklären zu können. Diese Ableitung ist m. E. aber doch etwas weit hergeholt. – In V. 11 wird das Schlußwort Jesu eingeführt mit der Formel: εἶπεν οὖν ὁ Ἰησοῦς τῷ Πέτρῳ. Nach S. setzt sich diese Formel aus folgenden syn Elementen zusammen: Der Artikel ὁ bei Ἰησοῦς stamme aus Mk 14,48, das τῷ Πέτρῳ entspreche dem mt αὐτῷ in Mt 26,52, εἶπεν schließlich stamme aus Mk 14,48 bzw. Lk 22,51. Hat der Evangelist wirklich so die einzelnen Satz-teile zusammengesetzt? Recht eigenartig geht S. auch bei der Erklärung der Sonderzüge der joh Erzählung vor, die sich nicht direkt aus den syn Parallelen ableiten lassen und die m. E. eben Anzeichen einer unabhängigen vor-joh Quelle sind. Im Unterschied zu den

Syn, bei denen der mit dem Schwert Dreinschlagende anonym bleibt, nennt Joh den Simon Petrus. Woher hat nach S. der Evangelist diesen Namen? Er habe ihn selbst (in die syn Szene) eingebracht, wie es auch sonst seine Art sei, konkrete Namen etc. zu bringen. Wie aber kam er gerade auf Petrus? Dafür gibt S. eine ganze Reihe von Erklärungen: Petrus sei der einzige, der Jesus in den Hof des Hohenpriesters gefolgt sei; hier werde also die spätere Verleugnungsszene vorbereitet. « This was perhaps a reason for anticipating the role of Peter in the scene of the arrest » (223). Außerdem bringe Lk die Ansage von der Verleugnung des Petrus im Zusammenhang mit dem Wort von den zwei Schwertern. Weiters geschehe die Voraussage der Verleugnung des Petrus auf dem Weg zum Ölberg, also unmittelbar vor der Gethsemani- und Verhaftungsgeschichte. Auch die syn Szene vom Bekenntnis des Petrus bei Cäsarea Philippi könnte den Evangelisten « inspiriert » haben. « After the messianic confession Peter, refusing the perspective of Jesus' Passion, is rebuked by Jesus » (221). Schließlich kämen auch noch joh Stellen in Frage. Ich halte es nicht für eine besondere Stärke der Hypothese von S., wenn man so viele « Inspirationsmöglichkeiten » ins Auge fassen muß! – Den Namen des Malchus, der sich mit bestem Willen nicht aus den Syn ableiten läßt, bezeichnet S. als « an individualizing accretion due to the vivid, Johannine redactional style » (228). – Ich hatte in meiner Arbeit verschiedentlich auf Hapaxlegomena hingewiesen und sie als nicht-joh, d.h. als Anzeichen einer vor-joh Quelle ausgewertet. S. kontert: « We cannot deny John the right occasionally to use a hapax ... » (210) oder « John, too, has the right to use an exceptional expression ... » (231). Damit wird natürlich jede Arbeit mit Hilfe der Stilkritik in Frage gestellt. – Wie vage in vielen Fällen die Herleitung aus den Syn ist, wird auch in der Formulierung von S. deutlich, wenn er wiederholt davon spricht, der Evangelist sei bei einer bestimmten Stelle oder Wendung von den Syn oder einem von ihnen « inspired ».

J.L. Martyn (149-175) greift in seinem Aufsatz Thesen auf und verfolgt sie weiter, die er schon andernorts vorgetragen hat (vgl. *History and Theology in the Fourth Gospel*, New York 1968). Er möchte aus den verschiedenen literarischen Schichten des 4. Ev die Geschichte der joh Gemeinschaft rekonstruieren. Ausgangspunkt ist ihm hierfür die Birkath ha-Minim, die sich in den Wendungen ἀποσυνάγωγος γενέσθαι und ἀποσυνάγωγος ποιεῖν von Joh 9,22; 12,42 und 16,2 widerspiegle (151). Von hier aus zieht er die Linien nach vorne in die « Frühe Periode » und nach rückwärts in die « Späte Periode ». Für die « Frühe Periode » (I) lasse sich aus bestimmten Texten (wie 1,35-49) eine Gruppe rekonstruieren, die

als « messianische Gruppe » innerhalb der synagogalen Gemeinschaft gelebt habe und die M. « Christian Jews » nennt. Sie habe treu die Torah beobachtet und wohl auch keine Kenntnis der Heidenmission gehabt (zumindest habe sie dazu nicht Stellung genommen). Ihre Christologie, konzipiert in einem rudimentären, schriftlichen Evangelium (enthaltend verschiedene Erzählungen wie 1,35-49; Elemente einer Passions-Auferstehungserzählung; Wundererzählungen = « Signs Source or Signs Gospel », 156), entspreche der jüdischen Erwartung vom verheißenen Messias. Freilich habe man auch großen Wert darauf gelegt, Jesus als Wundertäter zu zeichnen, so daß das Messiasbild mit einem numinosen Rahmen umgeben erscheint. – Die « Mittlere Periode » (II) ließ nach M. aus einem Teil dieser Gruppe eine eigene Gemeinschaft entstehen. Ausgelöst worden sei diese Entwicklung durch zwei Traumata, die diese Gruppe erfuhr: die Exkommunikation aus der Synagoge und Martyrien. In dieser Mittleren Periode hätten nämlich die jüdischen Autoritäten ernste Schritte gegen die starke und immer mehr anwachsende Gruppe der christlichen Juden unternommen, indem man die Christus-Gläubigen exkommuniziert bzw. sogar vor Gericht gestellt und hingerichtet habe. Ein Teil der christlichen Juden habe sich daraufhin infolge dieser drohenden Gefahr für einen Verbleib in der Synagoge entschieden und den Glauben aufgegeben, andere hätten den Preis für ihre Überzeugung gezahlt und die Exkommunikation erlitten: so sei aus einer Gruppe innerhalb der Synagoge eine selbständige Gemeinschaft geworden; aus « christlichen Juden » seien « jüdische Christen » geworden. Dieser Exkommunikationsvorgang habe die Ausgeschlossenen sehr tief beeindruckt. Hier lägen deswegen wohl die Wurzeln der dualistischen Grundmuster ihres Denkens und ihrer Gefühle des Fremdseins in dieser Welt. Diese Erfahrungen hätten auch zu einer Neuformulierung ihrer Christologie geführt: der Logoshymnus etwa dürfte aus dieser Periode stammen. – Die « Späte Periode » (III) habe nicht nur neue Homilien entstehen lassen; in ihr sei auch die abschließende Fassung des Johannes-evangeliums in einer 1. und 2. Ausgabe geschehen. Ebenso habe in dieser Periode die joh Gemeinschaft ihre eigene Identität und Theologie gefunden, u. z. nicht nur in Auseinandersetzung mit der Synagoge als Ausgangspunkt der Gruppe, sondern auch in bezug auf andere christliche Gruppen. Diese Vorgänge sollen sich in den Wendungen « die Jünger des Moses » (9,28), « die Juden, die an ihn zum Glauben gefunden hatten » (8,31) und « die anderen Schafe » (10,16) widerspiegeln. Auch 2,23ff; 11,46 und 12,42 gehörten in denselben Zusammenhang. Nicht zuletzt werfe die Hirtenrede in K. 10 ein bezeichnendes Licht auf die joh Gemeinde.

Besonders der Ausdruck «die anderen Schafe» (V. 16) sei für das Verständnis der Gruppe wichtig; er beziehe sich nicht, wie häufig — zusammen mit 11,53 — interpretiert, auf die Heidenmission, sondern auf jüdische Christen, die ebenfalls unter der Birkath haminim zu leiden gehabt hätten. «I think, that the ἄλλα πρόβατα are probably other Jewish Christians who, like those of the Johannine community, have been *scattered* from their parent synagogues by experiencing excommunication. It is, then, a vision of the Johannine community that the day will come when all of the conventicles of scattered Jewish Christians will be gathered in one flock under the one Good Shepherd» (174). So spiegle also das 4. Evangelium in seinen verschiedenen Schichten die Geschichte der joh Gemeinde und damit die Geschichte der jüdischen Christenheit wider.

Die Ausführungen von M. sind sicher sehr interessant, aber restlos überzeugt haben sie mich nicht. Ich zweifle nicht daran, daß die joh Gemeinde eine bewegte Geschichte durchlaufen hat (wie andere urchristliche Gruppen auch). Ich zweifle auch nicht daran, daß im 4. Ev Material aus verschiedenen Epochen der urkirchlichen Geschichte verarbeitet ist. Aber es ist sehr kompliziert, anhand dieses Materials, das selbst wieder nur sehr schwer zu identifizieren ist, die Geschichte der joh Gemeinde abzulesen. Es ist das schon von Schnackenburg angesprochene Problem, von der literarischen zur historischen Ebene zurückzufragen; das scheint mir bei M. nicht immer wirklich ernstgenommen zu werden. Hinzukommt die Frage nach den Kriterien, die uns eindeutig sagen würden, daß Überlieferungsmaterial, das ja bestimmte Situationen widerspiegelt, aus der joh Gemeinde bzw. ihrer Anfangsgruppe stammt. Können im 4. Ev nicht die verschiedensten Traditionen aus den unterschiedlichsten christlichen Gruppen verarbeitet sein?

Eine zugleich anregende wie auch in manchem zu Widerspruch reizende Untersuchung ist der Beitrag von H. Thyen (259-299). Er ist freilich weder das Seminarreferat des Autors noch ein Bericht über den Seminarverlauf, sondern eine selbständige Problemdarstellung, in der die Semindiskussionen aufgegriffen und weiterverfolgt werden. — Ausgangspunkt ist eine Analyse von K. 21. Dieses Kapitel sei nicht ein ungeschicktes Anhängsel eines nach-joh Redaktors, sondern von seinem Verfasser bewußt als Epilog gestaltet. K. 21 solle nämlich nicht als zusätzliche Ostergeschichte verstanden werden; vielmehr werde hier «dem Leser endlich der Garant dieser Überlieferung, der wahrhaftige Zeuge und Evangelist vorgestellt» (262). Das könne nach K. 20 natürlich nur im Rahmen einer Ostererzählung geschehen. Der Verfasser von K. 21 habe diese Erzählung (ganz) selber geschaffen, wobei er 1k Erzählungen verarbeitet habe: Lk

5,1-11 (erweitert durch die Lieblingsjüngerszene); 24,13-35; 24,41. Er habe also keine sonstigen selbständigen *schriftlichen* Quellen verarbeitet; seine Quelle sei das Lk-Ev gewesen. Das Hauptinteresse liege an der Gestalt des Lieblingsjüngers: es gehe um seine Funktion und sein Geschick (besonders in 21,20ff); er sei — im Gegenüber zu Petrus, dem Kirchengründer und -führer, der sein Leben als « guter Hirte » in der Hingabe für seine Schafe vollendet — der Zeuge, « der in seinem Zeugnis präsent bleibt bis ans Ende, ohne den auch die Führer in die Irre gehen und Nachfolge und Verrat nicht zu unterscheiden wissen » (273). — Th. untersucht dann die anderen Lieblingsjüngerstellen, zu denen er neben 13,23ff; 19,26f; 20,2-10 auch 1,14; 1,35-51; 18,15f und 19,34-37 rechnet. Sie alle stammten vom Verfasser von K. 21, auf den auch noch andere umfangreiche Passagen (besonders syn Typs) des Joh-Ev zurückgingen. Da dieser Autor, der gemeinhin Redaktor genannt wird, so umfangreiche Eingriffe in die joh Grundschrift gemacht habe, will Th. *ihn* als den *Evangelisten* bezeichnen. Aufgrund der Analyse der genannten einschlägigen Stellen wird ein bestimmtes Profil des Lieblingsjüngers herausgearbeitet. « Das Evangelium zeichnet den Lieblingsjünger als den wahrhaften Zeugen vom Anfang der Geschichte Jesu in der Taufe Johannes des Täuflers an. Jedoch erst zu Beginn des großen zweiten Teiles, der die Offenbarung der Herrlichkeit Jesu vor seiner Gemeinde thematisiert, tritt er unter dem ehrenhaften Pseudonym 'Der Jünger, den Jesus liebte' als Offenbarungsmittler aus der Verborgenheit seiner Anonymität. Szenisch wird seine Offenbarungsmittlerschaft dadurch zur Sprache gebracht, daß er ebenso an der Brust Jesu ruht wie Jesus selbst als der Offenbarer an der Brust seines himmlischen Vaters. Das hier — im dreizehnten Kapitel — beginnende Gegenüber dieses Jüngers zu Petrus dient dazu, ihn mit Hilfe der unbestrittenen Petrusautorität aber keineswegs als Konkurrenten des Petrus in der Hirtenfunktion, sondern als den treuen und wahrhaften Zeugen zu autorisieren. Er ist der Augenzeuge, auf dessen Zeugnis die Kirche und ihre Führer bleibend angewiesen sind und an dessen Zeugnis Nachfolge und Verrat eindeutig unterschieden werden » (292). Der Lieblingsjünger diene letztlich dazu, der vom Verfasser von K. 21 bearbeiteten und zu unserem überlieferten Joh-Ev gestalteten Tradition (Grundschrift) innerhalb des joh Christentums kanonischen Rang zu verleihen und die (aus dem Ev und den Joh-Briefen ersichtliche) Krise zu bewältigen. — Freilich sei dieser Lieblingsjünger kein « bloßer Homunculus aus der literarischen Retorte seines Erzeugers » (293) gewesen. « Vielmehr muß diese *literarische* Figur auf der Ebene der Realgeschichte des johanneischen Christentums eine tatsächliche Ent-

sprechung haben » (ebd.). Er habe innerhalb des joh Christentums als « weiser und geachteter Lehrer und geistbegabter Überlieferungs-garant » (ebd.) gelebt; u. z. müsse es sich um eine allein im joh Kreis bekannte Person handeln, deren Name nach außen kein Gewicht besessen habe. Freilich sei dieser Traditionsträger nicht der Verfasser der (einen naiven und unschuldigen Docketismus vertretenden) Grundschrift gewesen. « Man wird diesen Unbekannten ... vielmehr in großer Affinität zum Autor von Johannes 21 und der Lieblingsjüngertexte selbst, das heißt zu demjenigen sehen müssen, den ich den vierten Evangelisten nenne. Der auf der literarischen Ebene 'Lieblingsjünger' Geheißene könnte gerade die 'synoptische' Überlieferung in den johanneischen Kreis eingebracht und mit ihrer Hilfe bei der Bekämpfung der doketistischen Krise eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Das gäbe auch dem Augenzeugenmotiv eine gewisse sachliche Berechtigung, denn in den Lieblingsjüngertexten geht es vornehmlich darum, den irdischen Jesus als den messianischen Gottessohn auszuweisen » (296). – Abschließend stellt Th. die Hypothese zur Diskussion, in dem Lieblingsjünger sei dem Verfasser von 2-3 Joh ein Denkmal gesetzt worden.

Ich habe schon eingangs gesagt, daß diese Untersuchung recht anregend ist. Th. macht auf eine Reihe von Problemen aufmerksam, die sich im Zusammenhang mit der Frage nach der Entstehung des 4. Ev stellen, und bietet Lösungen auf Probleme an, die bisher oft recht ungenügend beantwortet worden sind, so z.B. die Herkunft der syn Elemente im Joh-Ev. Hätte er allerdings recht, dann müßten die heute geläufigen Ansichten über die Entstehung des 4. Ev revidiert werden. Das ist natürlich noch kein Grund, die Hypothese von Th. abzulehnen. Aber ich habe meine Zweifel, daß er recht hat. Beispiele: Wohl stammen die « Lieblingsjünger »-Stellen auch m. E. von *einem* Autor, aber ich sehe keinen Grund, sie erst dem (Schluß-) Evangelisten zuzuschreiben. Sprachlich gesehen passen diese Stellen zum Sprachgebrauch des Hauptteils des Evangeliums. Ich glaube nicht, daß man das einfach mit einem gemeinsamen Soziolekt der joh Schule erklären kann. Das mag bei gewissen theologischen Vorstellungen und Ausdrücken zutreffen; bei völlig unbetonten sprachlichen Wendungen kann man mit Soziolekt nicht mehr operieren; sie deuten m. E. auf den individuellen Sprachstil eines Autors. Ich habe auch Schwierigkeit bei der Vorstellung, die synoptikerähnlichen Stücke stammten erst aus der letzten Phase der Entstehung des 4. Ev und seien erst vom (Redaktor=) Evangelisten eingetragen. Ich halte den umgekehrten Prozeß für den wahrscheinlicheren: daß nämlich zunächst dem Autor Traditionen, in denen schon die syn Parallelen vorlagen, zur Verfügung standen, die er dann in seinem

Sinne bearbeitet hat. Sehr deutlich scheint mir das der Fall in der Passionsgeschichte zu sein. Man braucht hier nur einmal die Probe aufs Exempel machen und sehen, was übrig bleibt, wenn man jene Passagen wegläßt, die Parallelen bei den Syn haben – etwa bei der Verhaftungsszene in Joh 18,1-12. Der so rekonstruierte Rest ist kein in sich verständlicher Bericht mehr. Wie wenig das geht, zeigt übrigens die Rekonstruktion bei W. Langbrandtner, Weltferner Gott oder Gott der Liebe, Frankfurt-Bern-Las Vegas 1977, 105, der ja Thyens Hypothese aufgenommen und ausgebaut hat: Er schreibt die Verse 1-8 und 10-12 der Grundschrift zu – Verse, die recht beachtliche Parallelen zu den Syn haben, besonders in VV. 10f. Es scheint mir überhaupt manchmal sehr schnell vorgegangen zu werden, Abschnitte der Grundschrift bzw. dem (Schluß-)Evangelisten zuzuschreiben. Die oft mühselige Arbeit, die andere Exegeten aufwenden, um mit Hilfe vieler Kriterien Tradition und Redaktion zu scheiden, wird manchmal recht schnell überspielt. Sicher ist die Hypothese Thyens stimulierend und sehr ernst zu nehmen. Aber um wirklich zu überzeugen, bedarf sie m. E. weiterer Beweise.

Ich breche hier ab und übergehe die restlichen Beiträge – nicht, weil sie nicht lesenswert und diskussionswürdig wären, sondern weil einfach der Platz für weitere Ausführungen fehlt. Es empfiehlt sich auf jeden Fall, auch die – meisten – anderen Aufsätze aufmerksam zu studieren (z.B. jene von B. Lindars, E. Ruckstuhl, I. de la Potterie, M.-E. Boismard, P. Borgen), da sie manche Anregungen geben und die Diskussion auf dem Feld der joh Forschung in Gang bringen bzw. halten.

Trockau

A. Dauer

O. Bauernfeind, Kommentar und Studien zur Apostelgeschichte. Mit einer Einleitung von M. Hengel hg. von V. Metelmann (WUNT, 22), Tübingen 1980 (Verlag J.C.B. Mohr), XVIII+492 Seiten, geb. DM 120,-

Wie der Titel des umfangreichen Bandes sachgemäß ankündigt und das Inhaltsverzeichnis noch genauer erkennen läßt, wird dem Leser mit dieser Publikation das Werk des Autors zur Apg, das aus fast lebenslanger Arbeit an dieser Schrift des Lk erwachsen ist, erneut zugänglich, wenn man von zwei Arbeiten absieht, die hier überhaupt zum ersten Mal im Druck erscheinen. Aufgrund der Bedeutsamkeit der Beiträge und wegen der leichteren Erreichbarkeit einzelner, bereits früher erschienener Aufsätze ist die Veröffentlichung in diesem Sammelband nur zu begrüßen.

Zunächst vermittelt die Einleitung von M. Hengel ein lebhaftes

Bild von der Persönlichkeit und der wissenschaftlichen Leistung des Autors, die beide in ihrer Intensität und Konsequenz beeindruckend sein können. Geprägt und betroffen von zwei Weltkriegen — durch den Nationalsozialismus verlor B. u.a. seine Dozentur in Tübingen — galt seine Tätigkeit trotzdem ungebrochen der Wissenschaft, wie seine zahlreichen Publikationen bezeugen. Zu diesen rechnen, um nur die wichtigsten aufzuzählen, seine Habilitationsschrift über den Römerbrieftext des Origenes (1923), die bekannte Monographie über « Die Worte der Dämonen im Markusevangelium » (1928), der Kommentar zur Apg in der Serie des ThHK (1939), verschiedene Artikel im TWNT und die Ausgabe und Übersetzung von *De bello Iudaico* des Josephus zusammen mit O. Michel, von den hier zu besprechenden Artikeln zur Apg ganz abgesehen. Überall ist die Arbeit geprägt vom Bemühen um den Text selbst, was mit einer Zurückweisung allzu sachfremder Hypothesen und zu extremer Theorien Hand in Hand geht.

An diesen Aufriß des Lebens und der wissenschaftlichen Tätigkeit schließt sich der Abdruck des Apg-Kommentars von 1939 und der bisher nicht veröffentlichte Anfang einer Neubearbeitung, die die Einleitung und die Auslegung von Apg 1,1-14 umfaßt, an. Die Vorzüge dieser Erklärung brauchen heute nicht mehr eigens betont zu werden. B. geht, wie schon erwähnt, dem Text soweit wie möglich nach, fragt immer wieder nach dem Sinn eines Abschnitts bzw. nach der Absicht des redigierenden Lk und fördert wiederholt Beobachtungen zutage oder zeigt eine Beurteilung, die ein sehr gründliches und bedachtes Nachgehen des Autors bekunden, das man in manchem anderen Kommentar vermißt.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sich in der Neubearbeitung (bis 1970) die Probleme und Fragestellungen der inzwischen fortgeschrittenen Forschung spiegeln. Das zeigt sich in der direkten oder indirekten Auseinandersetzung mit Haenchen, in der Diskussion über den Zweck der Apg, in der Frage, wieweit die römische Öffentlichkeit für den Verfasser im Blick ist, ob Lk paulinische Briefe kannte und etwa beiseite ließ, ob er Begleiter des Paulus war, warum seine Schrift kanonisiert wurde, und ähnlichem.

Im anschließenden Beitrag « Zur Frage nach der Entscheidung zwischen Paulus und Lukas » setzt sich B. mit dem von Vielhauer formulierten Problem des Paulinismus des Lk bzw. seinem Paulusbild in der Apg auseinander und bringt eine Reihe kritischer Bemerkungen sowohl gegen ihn wie gegen seinen Mitstreiter G. Harbsmeier, die beide in ihrer radikalen These die Frage unberücksichtigt lassen, mit welchem Recht das missionarische Paulusbild des Lk gegen den Paulus der Briefe gesetzt werden dürfe. Notwendigerweise wird, da

sich Vielhauer darauf beruft, die These von M. Dibelius kritisiert, die Missionsreden der Apg spiegelten die Probleme der Abfassungszeit wider (« so soll man predigen »). Die geringe Zahl von Predigten vor Heiden und das Fehlen altertümlicher Wendungen in diesen, während sie in anderen vorkommen, machen evident, daß Lk deutlich zwischen der Vergangenheit und seiner Gegenwart unterscheiden wollte (vgl. 377).

Vielfache Überschneidungen mit dem gerade besprochenen Artikel, aber auch Verdeutlichungen bringen die « Vorfragen zur Theologie des Lukas », die bisher unveröffentlicht sind und aus der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre stammen. Neben anderem wird betont, daß die Lk Redeunterbrechungen nicht nur literarisch zu verstehen seien, sondern vielfach die historische Realität widerspiegeln dürften.

Nach Überlegungen zur « Geschichtsauffassung des Urchristentums » untersucht B. den « Schluß der antiochenischen Paulusrede » (Gal 2,20f) und äußert « Bedenken gegen die ... Übereinstimmung zwischen 2,14b-21 und der in Antiochien tatsächlich gehaltenen Rede » (451). Der Autor hält den Text für eine literarische Fiktion, die in der Absicht des Paulus begründet sei, « sein Referat auf das 'Jetzt' der galatischen Situation auszurichten, ohne die antiochenische Situation damit einfach loszulassen » (460). Nicht erst bei Lk sei also zwischen dem Wortlaut einer historischen Rede und der Intention des « referierenden » Autors zu unterscheiden!

Mit Interesse kann auch die Interpretation rechnen, die « die Begegnung zwischen Paulus und Kephais Gal 1,18-20 » zum Thema hat. B. stellt hier heraus, daß das Zusammentreffen des Paulus mit dem Erstapostel nicht aus dem Streben nach Menschengunst erfolgte, sodaß die diesbezüglichen Vorwürfe seiner Gegner haltlos sind.

Schließlich geht B. der Frage von « Tradition und Komposition in dem Apokatastasispruch Apostelgeschichte 3,20f » nach und glaubt, den Versen, die er auf täuferischen Ursprung zurückführt, im Lk Kontext eine Hoffnung auf die Umkehr Israels entnehmen zu können. Der Herausgeber hätte hier gut daran getan, das gegenteilige Ergebnis G. Lohfinks zu vermerken (BZ 13 [1969] 233-241). – Eine Bibliographie der Schriften von O. Bauernfeind rundet das Buch ab.

Es besteht kein Zweifel, daß die hier vorgelegte Erklärung der Apg und die ausführlichere Durchleuchtung einzelner Probleme dieser Schrift von großem Gewicht sind und für die weitere Erforschung der Apg ihre Bedeutung haben werden.

Linz

A. Fuchs

G. Barth, Der Brief an die Philipper (Zürcher Bibelkommentare NT, 9), Zürich 1979 (Theologischer Verlag Zürich), 87 Seiten, kart. sfr 16,50; DM 18,-

Dem Verfasser des Kommentars zum Phil erscheint es als «wahrscheinlicher, daß verschiedene ursprünglich getrennte Briefe oder Briefteile vereinigt wurden» (10f): Brief A 4,10-20 Dankesbrief, Brief B 1,1-3 — 3,1 + 4,4-7 (+ 4,21-23?) Bericht über die Lage des gefangenen Apostels, Brief C 3,2-4 + 4,8-9 Kampfbrief. Die gravierenden Einschnitte oder Brüche, die unser Philipperbrief aufweist, lassen sich schwerlich durch Themawechsel, Diktierpausen und Denksprünge erklären. Der Verfasser des Kommentars bemüht sich, ein Dreifaches herauszuarbeiten: 1. die markanten Gedanken, die Christuskonzentration: «Paulus bezeichnet als Inhalt und Ziel seines Lebens, 'daß Christus verherrlicht werde'. Er nennt es nicht 'das Reich Gottes bauen', 'das Christentum ausbreiten', 'Seelen erretten' oder 'Verhältnisse ändern'. Den Kern und das Ziel seines Wirkens sieht er nicht darin, ein neues Menschenbild oder Selbstverständnis zu verbreiten oder die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern, er sieht es also nicht in der Anthropologie oder Soziologie» (30). – Den ganzen Brief durchzieht das Thema Freude, das Wesensmerkmal christlicher Existenz. – 2. Auf formgeschichtliche und strukturelle Untersuchungen wird großer Wert gelegt: Dem vorpaulinischen Hymnus 2,6-11 wird ein eigener Exkurs gewidmet, «ein kleines Gedicht» (4,11-13) zeichnet die «Autarkie» des Apostels. Im Abschnitt 3,7-11: Erkenntnis Christi als Sichselbst-Verstehen – wird der Struktur sehr sorgfältig nachgegangen (59). – 3. Der Kommentar stellt die paulinische Verkündigung auf dem ideen- und religionsgeschichtlichen Hintergrund dar. «Woher weiß Paulus, daß das, was die Agitatoren in Philippi propagieren, nicht rechte Verkündigung ist?» Antwort: «Es ist das Christus-Geschehen, das so beherrschend sein Denken bestimmt ..., daß er von daher alle Lehre und alles Denken beurteilen und richten muß» (71). Aus diesem Kommentar könnte auch der Seelsorger viele Anregungen schöpfen.

St. Pölten

A. Stöger

W. Marxsen, Der erste Brief an die Thessalonicher (Zürcher Bibelkommentare NT, 11/1), Zürich 1979 (Theologischer Verlag Zürich), 80 Seiten + 1 Karte, kart. sfr 16,50; DM 18,-

W. Marxsen (geb. 1919), Professor für NT an der Universität Münster, kommentiert den ersten Brief an die Thessalonicher. Er

unternimmt mit seinem Kommentar bewußt ein «methodisches Experiment», das für die Behandlung der anderen Briefe richtunggebend sein möchte (7). Die Auslegung geht von drei eigentlich selbstverständlichen Voraussetzungen aus: 1. Das Ziel der Auslegung ist, möglichst klar zu erfassen, was Paulus mit diesem Brief den Thessalonichern damals sagen wollte (historische Arbeit). 2. Paulus setzt mit diesem Brief (der wie jeder Brief ein halbiertes Gespräch ist) ein Gespräch fort, das mit seinem Kommen nach Thessalonich begonnen hat, das aber rekonstruiert werden muß (Zirkel!). 3. Ein Brief ist eine geschlossene literarische Einheit. Einzelne Stücke (Abschnitte, selbst Verse) können nur im Rahmen dieser Einheit verstanden werden.

Diesen Überlegungen entsprechend, wird im ersten Teil des Kommentars («Hinführung zur Auslegung») die Geschichte des Paulus mit der Gemeinde in Thessalonich darzustellen versucht. Nach Apg 17,5-10 hat Paulus unter starkem Druck Thessalonich verlassen; doch läßt 1 Thess davon nichts erkennen. Die Abreise scheint planmäßig geschehen zu sein, nachdem die Gemeinde in Philippi das Reisegeld zur Verfügung gestellt hatte (Phil 4,16). Das Ziel der Reise war vermutlich Rom (vgl. Röm 1,3; 15,19.22), wurde aber nicht erreicht, weil das Claudius-Edikt (49 n. Chr., auch Abfassungsjahr des 1 Thess) daran hinderte. Paulus strebte jetzt Korinth an. Sorge um die gegründeten Gemeinden belastete ihn. Wird sich das kaiserliche Edikt auf das ganze Reich auswirken? Die Rückkehr des Timotheus und der anderen Brüder aus Makedonien löste einen totalen Stimmungswechsel aus (16). Paulus schreibt den 1 Thess als Freudenbrief. – Welches begonnene Gespräch setzt der Brief fort? Es begann mit der Missionsverkündigung und setzte sich mit dem Wirken des Paulus in der Gemeinde fort. Der Apostel hatte Konkurrenz-Mission neben sich (2,3-13 ist nicht als Apologie zu deuten!). Die Gemeinde hatte sich Paulus angeschlossen. Er appelliert an die Erfahrungen, die sie mit ihm gemacht hat. Die Gemeinde ist jetzt angefochten. Die Erinnerung an die Vergangenheit wird zur Anrede in der Gegenwart. Warum die Gemeinde von ihren Landsleuten gelitten hat, wird nicht ausdrücklich gesagt. Ethische Probleme? «Enthusiastische Überspanntheit»?

Aus der «Auslegung» (zweiter Teil des Kommentars) soll bloß auf zwei Texterklärungen hingewiesen werden. Zu 2,15-16 («Judenpolemik») wird gesagt: «Weder sagt Paulus etwas darüber, wie die heutige Christenheit ihre Stellung zu den Juden bestimmen soll, noch sagt er überhaupt etwas (thematisch) über 'die Juden'. – Paulus spricht in diesen Versen ... von *den* Juden, *die* die judäischen Gemeinden (und ihn) verfolgt haben. ... Am Verhalten dieser Juden

gegenüber den Gemeinden in Judäa (und gegen ihn selbst) will er *den Thessalonichern* zeigen, wie *sie* die Verfolgung durch *ihre* Landsleute theologisch 'einordnen' können und also verstehen sollen » (49). – Fast immer hat das Hauptinteresse am 1 Thess dem Abschnitt 4,13-5,11 gegolten. «Scheinbar eignet er sich zu einer *dogmatisch gesteuerten Exegese*. Man möchte Lehraussagen über die Themen Auferstehung der Toten und die letzten Dinge gewinnen » (63). Dieser Wunsch wird durch den Brief nicht erfüllt, denn seine Fragestellung geht in eine andere Richtung. Die Thessalonicher «rechneten mit dem baldigen Kommen der Parusie. Nun traten (... nicht mehr erwartete) Todesfälle ein. Nicht *daß* sie eintraten, ist ... das eigentliche Problem, sondern daß sie *vor der Parusie* eintraten. Jetzt schienen die Entschlafenen 'benachteiligt', da, wie die Thessalonicher meinten, nur Lebende, nicht aber Tote am Heil der Parusie teilhaben. ... Mußten nicht auch die ... Lebenden damit rechnen, vielleicht ebenfalls vor der Parusie zu sterben? Wenn das aber (bei weiterer Verzögerung der Parusie) zu erwarten war, dann konnte das den *Glauben* der Thessalonicher überhaupt gefährden » (65). «Auf dem Hintergrund der an der Zukunft orientierten Vorstellung (die als solche natürlich nicht bestritten wird) betont Paulus, daß es dennoch entscheidend gerade nicht darauf, sondern auf die Gegenwart ankommt: Als 'Söhne des Tages', die die Thessalonicher (nicht erst werden, sondern jetzt schon) sind, können sie den 'Tag' in die Gegenwart hereinkommen lassen, und zwar in ihrem Wandel (5,4-9). Tun sie das, wird jede Terminusdiskussion nicht nur nebensächlich, sondern sogar ganz überflüssig » (66).

Der Schluß des Buches ist auch seine Empfehlung. «Manche Predigten heute würden anders aussehen, wenn der Prediger *auch* an den Wandel der Gemeinde anknüpfte, an den (trotz 'Mängel im Glauben') *guten* Wandel, über den doch bestimmt *auch* einiges zu sagen ist, und wenn er dann *von dort aus* die Gemeinde auf ihrem Wege weiterführen würde. Hilfreicher wären solche Predigten bestimmt, und darum würden sie sicher auch besser 'ankommen'. Der 1. Thess. als Paradigma für heutige Predigt! Eben das könnte dieser Brief leisten. Und schon das müßte doch ein Grund sein, sich etwas mehr mit ihm zu beschäftigen, als es durchweg üblich ist » (77).

St. Pölten

A. Stöger

M. Metzger, *Der Christushymnus 1. Timotheus 3,16. Fragment einer Homologie der paulinischen Gemeinden* (Arbeiten zur Theologie, 62), Stuttgart 1979 (Calwer Verlag), 163 Seiten, kart. DM 28,-

Geprägte Traditionen in den ntl. Texten erfreuen sich nach wie vor des anhaltenden Interesses der exegetischen Forschung. Handelt es sich dabei doch um feste Bausteine für die Rekonstruktion der auf weite Strecken im Dunkel liegenden frühesten Glaubens- und Theologiegeschichte. Die Untersuchung von Metzger zu 1 Tim 3,16 reiht sich in dieses Bemühen ein.

Vf. kann von der *sententia communis* ausgehen, daß in dem Text 1 Tim 3,16 geprägte Tradition hymnischer Christologie vorliegt. Ob man von «Homologie» reden darf, wie es im Untertitel geschieht, wäre eine Sache der Begriffsklärung. Der Sprachgebrauch bei der Formulierung und Kennzeichnung geprägter Traditionsstücke ist nach wie vor verwirrend, was nicht zuletzt mit dem nur schwer auffindbaren jeweiligen «Sitz im Leben» solcher Texte zusammenhängt. Hier beginnt allzumal das große Ratespiel.

Im Gegensatz zu einer sehr breiten Übereinstimmung will nun Metzger in 1 Tim 3,16 nicht einen Inthronisations-, sondern einen Epiphaniehymnus sehen, d.h. der Blick wäre in diesem Text nicht auf die Erhöhung und himmlische Herrscherstellung des Erlösers gerichtet, sondern auf seine Epiphanie in der Welt. Daß eine Entscheidung darüber mit weitreichenden Konsequenzen im Gesamtzusammenhang der Pastoralbriefe verknüpft ist, dürfte vom Vf. richtig gesehen sein. Denn handelt es sich bei dieser Stelle tatsächlich um eine der Gemeinde vertraute liedhafte Epiphaniaussage, dann war eine dergestalt formulierte Glaubenstradition sehr wohl als gültiges Argument im Kampf gegen ein aufkommendes gnostisierendes Mißverständnis der Christusverkündigung zu gebrauchen. Auch die weitere Folgerung, daß 1 Tim 3,16 als Epiphaniaussage nicht für sich allein gestanden haben könne, sondern Teil eines das ganze Heilsgeschehen besingenden Hymnus gewesen sein müsse, hat dann ihre gewisse Logik.

These und Beweisziel der Arbeit von Metzger ist es, 1 Tim 3,16 in der skizzierten Weise als Epiphaniaussage mit den daraus sich ergebenden Konsequenzen verständlich zu machen. In einem ersten Schritt prüft Vf. die Funktion des hymnischen Zitats im Rahmen der aufkommenden christlichen Gnosis und ihrer Bekämpfung durch den Verfasser der Pastoralbriefe. Wenn das Zitat tatsächlich in die Perspektive der antignostischen Frontstellung der Pastoralbriefe gehört, dann möchte man mit Metzger der Ansicht sein, der Autor des 1 Tim habe es als Aussage über den Irdischen verstanden, wes-

halb er es eben als « antihäretische Instanz » (53) ins Feld führen konnte. Als Inthronisationshymnus begriffen kann man aus dem Sechszeiler ja in der Tat eine gnostisierende Herrlichkeitschristologie heraushören, die der bekämpften Irrlehre eher entgegenkam, als daß sie sie entkräftete.

Daß das Argumentieren bei dieser Art Beweisführung der Gefahr eines *Circulus vitiosus* ausgesetzt ist, liegt auf der Hand. Erschwerend kommt hinzu, daß unser Bild über die gnostische Häresie in der Gemeinde der Pastoralbriefe nur sehr lückenhaft ist. Man muß es aus sporadischen Andeutungen rekonstruieren. Vf. ist sich dieser Problematik durchaus bewußt (34). Erstaunlicherweise kommt er aber dennoch zu einem sehr umfangreichen Gemälde, in dem so gut wie alle wesentlichen Züge gnostischer Systeme auftauchen. Man hat den Eindruck, hier werde schon vorhandenes Wissen über das Phänomen der Gnosis in die Pastoralbriefe hineingelesen, sodaß am Ende mehr gesagt ist, als aus diesen Dokumenten herausgelesen werden kann. Dabei werden nicht selten Glaubensaussagen wie 1 Tim 3,16 von vornherein als antignostische Polemik in Anschlag gebracht, um daraus auf das Erscheinungsbild der bekämpften Irrlehre zu schließen und entsprechendes Material für ihre Darstellung zu gewinnen. Von dem so gewonnenen Bild der Irrlehre wird dann wiederum die Funktion des Zitats als antignostische Epiphanieaussage bestimmt – ein Argumentieren in einem *Circulus vitiosus*, das gegen die so zustande gekommenen Ergebnisse mißtrauisch macht. Skeptisch stimmt auch der Eindruck eines verkürzten Geschichtsbildes, der dabei vermittelt wird, so als stünde am Anfang das reine Evangelium, das reine Bekenntnis, wie es im Hymnus seinen festformulierten Niederschlag gefunden hat. Gegen die von außen einbrechenden gnostischen Irrlehrer (30) wird der so formulierte Glaube der Gemeinde dann zur « antihäretischen Instanz » (53). In Wahrheit dürfte die Glaubens- und Theologiegeschichte des frühesten Christentums weitaus synkretistischer verlaufen sein. Es spricht vieles dafür, daß z.B. 1 Tim 3,16 eine urchristliche Erhöhungs- und Herrlichkeitschristologie formuliert, die auf der Folie der aufkommenden Gnosis betrachtet durchaus gnostisierende Züge trägt und aus der christliche Gnostiker sehr wohl Kapital schlagen konnten. Zitiert wird eine solche Glaubenstradition dann nicht, weil in ihr das reine Bekenntnis aus der idealen Ursprungszeit vorliegt, mit der also die Front gegen die Häresie von vornherein abgesteckt ist, sondern sie wird zitiert, weil sie in den Streit der Meinungen geraten ist, weil es um Klarstellung und Abgrenzung geht. Man wird ja generell davon auszugehen haben, daß die sogenannten Häresien nicht von außen in die Gemeinden eingedrungen sind,

sondern daß sie als zunächst legitime Formen des Glaubensverständnisses aus den Gemeinden selbst herausgewachsen sind. Nach den Kriterien zu fragen, die im Lauf der Entwicklung dann zur Ausscheidung als Häresie führten, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls erscheint die Qualifizierung des Zitats 1 Tim 3,16 als Epiphaniehymnus nach dem ersten Teil der Arbeit Metzgers mehr das Postulat eines verkürzten Geschichtsbildes als das Ergebnis zwingender Sachargumente zu sein.

Die Einzelexegese im zweiten Teil der Arbeit kann die aufgetretenen Zweifel kaum ausräumen. Zu waghalsig ist vor allem die Interpretation, die das $\epsilon\delta\iota\kappa\alpha\iota\omega\theta\eta\ \epsilon\nu\ \pi\nu\epsilon\upsilon\mu\alpha\tau\iota$ auf den irdischen Jesus und das $\omega\phi\theta\eta\ \acute{\alpha}\gamma\gamma\acute{\epsilon}\lambda\omicron\iota\varsigma$ auf die Auferstehungszeugen deutet. Vf. gewinnt damit zwar wieder antihäretische Akzente, aber der methodische Weg dahin mag nicht recht überzeugen. Zu undifferenziert und großzügig erscheint der Rückgriff auf die synoptische Tradition, mit deren Hilfe Metzger meint, seine ungewöhnliche Auslegung rechtfertigen zu können. Es wäre eine ernsthaft zu prüfende Frage, ob jenes hellenistische Christentum, das generell für die hymnische Christologie im NT verantwortlich zeichnet — auch für 1 Tim 3,16, wie Metzger konzidiert —, sprachlich-stilistisch und theologisch sich in der Weise mit der irdischen Phase des Christusgeschehens befaßt hat, wie Metzger das voraussetzt.

Es ist verdienstvoll, wenn Vf. im dritten Teil seiner Arbeit das Fragment 3,16 in die gesamten Glaubensaussagen des 1 Tim zu integrieren sucht, bleiben doch traditionsgeschichtliche Untersuchungen nicht selten beim Nachweis von Tradition stehen, ohne die Funktion und den Gedankenzusammenhang solcher Texte im neuen Kontext angemessen zu reflektieren. Bezweifeln kann man allerdings, ob es methodisch überzeugend ist, ein so geschaffenes Glaubenssummarium zur Basis für die Rekonstruktion eines Hymnus zu machen, der vom universalen Heilswillen Gottes bis zur Parusie des Erlösers alles beinhaltet haben soll. Als Kriterien für die Abgrenzung dieses Hymnus, aus dem das Fragment 3,16 stammt, führt Metzger stilistische und sprachliche Besonderheiten und, weil es sich um vorpaulinische Tradition handelt, Verschiedenheit von der theologischen Redeweise des Paulus an (143ff). Doch nicht alles, was sich stilistisch vom Kontext abhebt — der subjektive Ermessensspielraum ist dabei sehr groß —, muß sich auch schon zu einem über den gesamten Brief hin verstreuten Hymnus zusammenfügen lassen. Auf das Ganze der Pastoralbriefe hin gesehen ist das Material christologischer Tradition ja ohnehin einigermaßen disparat. Zu verweisen wäre etwa auf die an Röm 1,3f erinnernde Erhöhungschristologie von 2 Tim 2,8 (vgl. I 2,5f), auf die Epiphaniechristologie

II 1,9f oder eben — entgegen Metzger — auf die Präexistenz- oder Dreistufenchristologie von I 3,16 (vgl. I 1,15), wie sie für die christologischen Hymnen im NT typisch ist. Das sachliche Kriterium, der rekonstruierte Hymnus unterscheide sich als ältere Tradition theologisch von Paulus, bekommt bestenfalls dann einiges Gewicht, wenn man mit Metzger die Überzeugung teilt, der Sekretär des Paulus habe im Auftrag des Apostels 1 Tim geschrieben. Aber wer möchte sich diese Hypothese schon zu eigen machen. Bei allem Paulinismus der Pastoralbriefe findet sich außerdem über den postulierten Hymnus hinaus auch noch einiges andere Unpaulinische in diesen ntl. Schriften.

Der Stil der Arbeit geht gelegentlich an die Grenzen dessen, was man an geschraubtem Theologenpathos hinzunehmen bereit ist. Was soll die «Waberlohe der göttlichen Unsichtbarkeit» (46), und muß es unbedingt und immer wieder die «Kondeszendenz» sein, auf S. 53 z.B. die des «geschichtlichen Nazareners»? Was hat man sich unter einer Gemeinde vorzustellen, die «die Fortsetzung der Epiphanie des kondeszenten Herrn» ist (109) und die immer und immer wieder als die «singende» präsentiert wird? Fast zwangsläufig tritt einer dergestalt sangesfreudigen Gemeinde «das Bild des irdischen Jesus vor die Seele» (88).

Insgesamt ist die Problemstellung Metzgers für jeden anregend, der sich mit den Pastoralbriefen beschäftigt, und es ist das Verdienst des Vf., daß er die christologische Tradition 1 Tim 3,16 mutig im aktuellen Zusammenhang einer ntl. Schriftengruppe verständlich zu machen sucht, der an Tradition doch so viel gelegen ist. Jedoch können die Ergebnisse und die methodischen Wege — das engagierte Bemühen des Vf. soll damit nicht geschmälert werden — nicht in gleichem Maß überzeugen.

München

F. Laub

G. Maier, Die Johannesoffenbarung und die Kirche (WUNT, 25), Tübingen 1981 (Verlag J.C.B. Mohr), IX+676 Seiten, geb. DM 178,-

Studien zur Wirkungsgeschichte eines biblischen Buches sind in letzter Zeit modern geworden, und skizzenartige Überblicke solcher Art werden in steigendem Maß auch biblischen Kommentaren beigegeben. Mit Recht hat sich ja die Erkenntnis durchgesetzt, daß die historisch-kritische Methode nicht der einzige Zugang zum Verständnis der Bibel sein kann und bei allem Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung weder für die Geschichte der Exegese noch die allgemeine Theologie- und Geistesgeschichte belanglos ist, wie

man in früheren Jahrhunderten die verschiedenen Bücher des AT oder NT interpretiert hat. Ein Blick auf die Versuche früherer Jahrhunderte kann vor geistiger Enge bewahren und vor der Verabsolutierung der eigenen Methode warnen und erweist schon dadurch, selbst bei negativem Ergebnis, seinen Nutzen.

G. Maier geht der Interpretation des vielleicht schwierigsten und für extreme, zum Teil sogar abstruse Erklärungen « geeignetsten » Buches des NT im Lauf der Kirchengeschichte nach, « in der (berechtigten) Hoffnung, daraus für den Kirchengeschichtler wie für den Ausleger des Neuen Testaments fruchtbare Erkenntnisse und Anregungen zu gewinnen » (III), wenn ihn das umfangreiche Thema auch zwingt, sich ab der Reformation hauptsächlich auf den deutschen, protestantischen Raum zu beschränken, und er selbst eine Erforschung der Entwicklung im angelsächsischen Raum als Desiderat vermerkt. Die großen Stationen sind die Alte Kirche, Reformation, Pietismus, Aufklärung und — mit immer größerer Ausführlichkeit — das 19. und 20. Jahrhundert.

Der Leser gewinnt an Hand der umfangreichen Studie einen Einblick in die oft seltsamen Wege der Apk-Interpretation, die aufs Ganze gesehen weit mehr Kenntnisse in einem Randgebiet der Kirchen- und Geistesgeschichte, wenn auch eines nicht unbedeutenden, vermittelt als einen Beitrag zu einer vertretbaren Exegese der Apk darstellt. Vor allem die Ideengeschichte und die Historiker des Protestantismus werden dem Verfasser für seine Mühe zum Dank verpflichtet sein.

Druckfehler z.B. S.2 (Neidung), 70 (griechisch), 72 (einen), 309 (Pletismus), etc.

Linz

A. Fuchs

A. Strobel, Die Stunde der Wahrheit. Untersuchungen zum Strafverfahren gegen Jesus (WUNT, 21), Tübingen 1980 (Verlag J.C.B. Mohr), VII+150 Seiten, kart. DM 59,-

Dem Vorwort des Buches (VII) kann der Leser entnehmen, falls er nicht durch eigene Sachkenntnis damit vertraut ist, daß « die Auseinandersetzung um die Geschichtlichkeit des jüdischen Strafverfahrens gegen Jesus...seit einiger Zeit verstärkt im Gange (ist) ». Es ist zu ergänzen, daß auch der Anteil des Pilatus am Prozeß und dementsprechend die Frage der Schuld am Tod Jesu Gegenstand ständiger Diskussion ist, und zwar in einer Weise, daß subjektive Standpunkte und Vorurteile in der Interpretation der Texte mehr als in anderen Bereichen der Exegese durchschlagen und eine sachgemäße Beurteilung des historischen Prozeßverlaufs und seiner

Bedeutung verhindern oder zumindest belasten. Es ist deshalb das Anliegen des Verfassers, « das juristische Textmaterial » sowohl der jüdischen Rechtstraditionen wie auch das für Judäa zur Zeit des Prokurators Pilatus geltende römische Recht « umfassend und übersichtlich zu erschließen » (VII). Man kann vorweg feststellen, daß das dem Leser dargebotene Material und die äußerst sachkundige Durchleuchtung des komplizierten Stoffes diese Studie zu einem unumgänglichen Standardwerk für jeden machen, der sich in Zukunft exegetisch oder juristisch mit dem Prozeß Jesu und seinen vielfachen Problemen befaßt.

Strobel gliedert sein Buch in zwei große Teile, die Erörterung des Strafverfahrens vor dem jüdischen Synedrium und die Besprechung des Verfahrens vor dem römischen Statthalter. Im ersten Komplex kommt die einflußreiche These H. Lietzmanns von 1931 zur Sprache, nach welcher die Darstellung des jüdischen Religionsprozesses durch Mk (14,53-65) ohne jeden historischen Zeugniswert sei, weil es sich um eine reine Fiktion der Urkirche handle. Nach der Zurückweisung der aus verschiedenen Gründen unhaltbaren Argumentation Lietzmanns bringt Strobel ausführliche Texte zum Verständnis der jüdischen Rechtssituation, geht dann auf die Frage ein, ob, wie behauptet wurde, im Prozeß Jesu allein das sadduzäische Recht in Geltung war gegenüber einer weniger strengen pharisäischen Strafrechtsauffassung, und versucht dann mit Hilfe aller heute zur Verfügung stehenden exegetischen und strafrechtlichen Erkenntnisse eine neue Interpretation des zur Debatte stehenden Stoffes von Mk 14,53-15,1.

Im zweiten Abschnitt, der die römische Rechtslage zum Gegenstand hat, zeichnet Strobel zunächst — teilweise in Auseinandersetzung mit der vorausgehenden Literatur — ein Bild des persönlichen Charakters des römischen Prokurators Pilatus, wie es aus den Quellen zu entnehmen ist, geht auf Stellung und Kompetenz des Statthalters im Prozeß ein und überrascht den Leser schließlich mit ungewohnten Einsichten bezüglich dessen Absicht und konkreter Vorgangsweise bei der Urteilsfindung. Den Abschluß dieses Kapitels bildet eine Auseinandersetzung darüber, ob Pilatus die Entscheidung des jüdischen Gerichtshofs nur bestätigt oder in einem neuen Verfahren ein eigenes Urteil gesprochen hat. Ein kurzer Rückblick über den theologischen Ertrag und Autoren-, Schriftstellen- und Sachregister, die erfreulicherweise dem Buch beigegeben sind, beschließen die Untersuchung.

Obwohl für eine nähere Auseinandersetzung bezüglich der verschiedenen Punkte natürlich die Abhandlung selbst und die genaue Beweisführung des Autors herangezogen werden müssen und hier

keine ins einzelne gehende Sachdiskussion betrieben werden kann, werden für den Leser doch einige Punkte von speziellem Interesse sein, die das Profil des Buches bzw. die Verlässlichkeit der von Strobel vorgelegten Begründungen besser erkennen lassen.

In der Auseinandersetzung mit Lietzmanns These kommt Strobel anhand der literarkritischen und exegetischen Analyse von Mk 14,53-64 und der entsprechenden Lk-Parallele zu dem Ergebnis, daß das nächtliche Verhör im Haus des Hohenpriesters und die Morgensitzung des Synedriums klar voneinander zu trennen sind. Für Mk ergibt sich, daß er mit seiner Komposition *« äußerlich bewußt auf einen Parallelismus von Jesusbefragung und Petrusverleugnung abhebt, inhaltlich aber je eigenes Wissen von nicht geringem Gewicht umschließt »* (14). Erst die literarische Gestaltung des Mk hat *« zugunsten eines dreifachen, sich steigernden Momentes sehr verschiedene Verhörs- und Verhandlungssituationen in eine einheitliche (lokale) Situation gebracht »* (13). Als unhaltbar wird auch Lietzmanns Behauptung von der uneingeschränkten Blutsgerichtsbarkeit des jüdischen Gerichtshofes zurückgewiesen, wozu Strobel eine Reihe von Dokumenten anzuführen in der Lage ist. Aus ihnen geht zwar hervor, *« daß dem obersten Gericht in Sachen elementarer Religionsvergehen gewisse Sonderrechte...verblieben waren »* (22), daß aber *« das Recht, die Todesstrafe zu vollziehen, ausschließlich bei dem Prokurator...lag »* (21). Strobel bezieht sich zur Begründung auf das Vorgehen der jüdischen Behörden bei Überschreitung der Tempelschranken, die Behandlung des Pseudopropheten Jesus ben Hananja durch Albinus, Bemerkungen der Fastenrolle zu den Verhältnissen des Jahres 55, Angaben des Josephus zur Hinrichtung des Jakobus in der Zeit eines prokuratorischen Interims, u.ä. Die Prüfung des biblischen Befundes ergibt, daß Joh 18,31 historisch äußerst zuverlässige Information bietet, wenn sie auch der Evangelist benützt, um dabei auch seine theologische Sicht zum Ausdruck zu bringen.

Im Kapitel über das Verhältnis von sadduzäischem und pharisäischem Strafrecht wird der Leser mit dem Einwand der Kritik konfrontiert, *« daß die markinische Darstellung im völligen Widerspruch zu Einzelbestimmungen des jüdischen Kapitalprozeßrechts steht »* (46). Näherhin *« (mußten) nach mischnischem Recht...Kriminalfälle im Unterschied zum Zivilprozeß am Tage verhandelt und am Tage entschieden werden »* (46, im Original kursiv), zwischen Beweisführung und Urteil mußte, um einen Justizirrtum auszuschließen, ein Tag vergehen, vor einem Sabbat und einem Feiertag durfte keine Verhandlung stattfinden. Dies zwingt zur Alternative, daß Mk mit seinen entgegenstehenden Angaben entweder unzuverlässig ist oder daß es sich beim Prozeß Jesu um ein außergewöhnliches (wenn

auch vom Gesetz vorgesehene) Verfahren handelt. Strobel gelingt es eindrucksvoll, die einschlägigen Stellen der auf Dtn 13 zurückgehenden mischnischen Gesetzgebung zusammenzustellen, die für den Fall eines Pseudopropheten und Volksverführers verschärfte Sonderbestimmungen vorsieht, sodaß sich die Hypothese J. Blinzlers von der Geltung der strengeren sadduzäischen Strafgesetzgebung erübrigt.

Noch deutlicher und bedeutsamer wird der Hintergrund der jüdischen Rechtsauffassung für die Exegese von Mk 14,53-15,1. Der negative Ausgang des Zeugenverhörs 14,55-59, der dem Angeklagten unbekannt blieb, führt zur dramatischen Befragung durch den Hohenpriester (14,60-65) und zum historischen Messiasbekenntnis Jesu. Dem Autor gelingt es hier, durch den Einblick in das jüdische Recht und genaue Auswertung aller Indizien gewohnte Vorstellungen zu überwinden und die Situation des Angeklagten wie die Motive des Kaiphas als des obersten Repräsentanten des Gerichts in ganz neuer und erregender Weise hervortreten zu lassen. Sicherlich handelt es sich bei Mk 14,61f um hochtheologische Aussagen, die die Erhöhung Jesu und sein eschatologisches Erscheinen als Menschensohn zum Gericht zum Inhalt haben, doch geht es dabei nicht nur um den Glauben der Urkirche, sondern ebenso sehr um das historisch verlässliche Selbstbekenntnis Jesu. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese These und ihre – wie dem Rezensenten scheint – stichhaltige Untermauerung geeignet sind, auch in der biblischen Theologie bzw. Christologie neue Akzente zu setzen. Beachtlich ist vor allem die Tatsache, daß der Tatbestand der religiös-politischen Demagogie, den man Jesus wiederholt zur Last legt, sowohl im jüdischen Recht wie im NT (vgl. Mt 27,63f; Lk 23,5; Joh 7,11f.47; 11,46ff) und darüber hinaus in Qumran und in der Urkirche (vgl. Stephanus, Saulus) eine breit dokumentierte Aufmerksamkeit einnimmt, sodaß die Anklage Jesu als Mesit, dh. «als gebildeter Ideologe..., der im kleinen Kreis offen als Irrlehrer wirkt», und als Maddiah, dh. «als ungebildeter Demagoge, dessen heimliches Wort die Menge des Volkes erreichen möchte» (83) immer realistischer hervortritt. Die für einen solchen Fall vorgesehenen Vorschriften gesetzlicher Regelung machen die von Mk vermerkten Abweichungen vom Normalfall voll verständlich und lassen sie als dem geltenden Recht entsprechend erkennen.

Auch im römischen Prozeß gelingt es dem Autor, durch genaue Analyse der juristischen Situation zu bemerkenswerten Ergebnissen zu kommen. Grundlegend ist dabei die Erkenntnis, daß der römische Statthalter aufgrund des vom Kaiser verliehenen Spezialmandates des nicht delegierbaren *ius gladii* einen eigenen Prozeß führen

und mit einem eigenen Urteil abschließen mußte. Entgegen dem oft vertretenen bloßen Delibationsverfahren geht das Todesurteil in dieser Instanz somit voll auf Rechnung des Pilatus, wenn ihm der von den jüdischen Behörden aufgehalste Prozeß auch lästig und er selbst charakterlich dem Geschehen nicht gewachsen war. Strobel zeigt auf, daß Pilatus die ihm von den Juden aufgrund einer üblichen Osteramnestie abgenötigte Freilassung des aufständischen Barrabas im Tausch gegen den von den Juden ebenfalls der Aufwiegelung angeklagten Jesus aus Galiläa rückgängig zu machen versuchte, in seiner Taktik aber die Interessen der jüdischen Gegner falsch beurteilte und schließlich wegen seiner Charakterchwäche völlig unterlag. Die genaue Rekonstruktion der rechtlichen Position des Statthalters und die Kenntnis der prozessualen Formalitäten führen auch hier zu Resultaten, die manches Gewohnte aus den Angeln heben. Ohne das bereits Erwähnte zu wiederholen und auf Weiteres eingehen zu können, gehört dazu die Einsicht, daß der jüdische Prozeß dem geltenden Gesetz entsprechend verlief und die Behauptung eines Justizmordes im üblichen Sinn haltlos ist. Tragischerweise ist es vielmehr so, daß gerade die äußerliche *Thoratreue* der Gesetzesvertreter überhaupt zur Anklage und weiter zur Verurteilung führt, wie auch Pilatus auf der anderen Seite in seiner Taktik akzeptierte Rechtsinstitutionen benützt, um sein Ziel zu erreichen, bis gerade diese Interessen und seine persönliche Schwäche zum katastrophalen Ende führen.

Ohne Zweifel handelt es sich um ein sehr beachtliches Buch, das durch die gründliche Heranziehung und Durchleuchtung jüdischer und römischer Gesetzestradiation zu einem vertieften Verständnis des ganzen Geschehens führt und für das die Leser dem Autor sehr zum Dank verpflichtet sind.

Als geringfügig stellt sich auf diesem Hintergrund heraus, daß Strobel mit einer sonst selten vertretenen Abhängigkeit des Lk von Mt (18) und bei Lk stark mit Sonderquellen rechnet bzw. daß er von « Mißverständnis » (14) redet, wo andere Intention im Spiel sein kann (vgl. 12 « irrig »). An Druckfehlern sind zu korrigieren: 59 fehlt ein « die », 76 muß es Marcan heißen, 108 A *rendiconti*, 109 *peregrinos*. Fraglich erscheint wenigstens dem Rezensenten, ob man die Eintragung berechtigter christlicher Interessen als *Verzeichnung* der Situation beschreiben soll (105), vor allem aber, ob nicht S. 138-140 einige Formulierungen zu weit gehen. Etwa daß « das oberste Gericht Israels...geschichtlich und juristisch gesehen voll im Recht » war, daß sich die Verantwortlichen subjektiv gesehen auch im Recht wußten, daß Kaiphas aus seiner bedingungslosen Bindung und Treue zum Gesetz handelte und daß er handelt, wie wir alle

hätten handeln müssen und gehandelt hätten. Sofern man die unbedingt wichtige Vorgeschichte des Prozesses Jesu, die Verkündigung und die Taten Jesu, nicht allzusehr vernachlässigt, aus der die wahre Eigenart und Charakteristik der Sendung und Botschaft Jesu zu erkennen waren und auf die sich der Angeklagte zu seiner Verteidigung auch ausdrücklich beruft, besteht der angegebene Zwang gerade nicht und hätte das Urteil der ersten Instanz ganz anders ausfallen müssen. Ich zweifle nicht, daß Strobel dies kaum bestreitet; nur ist seine Schilderung der « Logik » und « Konsequenz » der Thora- « treue » sosehr von der Beschreibung Jesu *von seiten seiner Gegner* als Irrlehrer und Volksaufwiegler bestimmt und bleibt an dieser *äußerlichen* Sicht hängen, daß die vom gesamten Auftreten Jesu und von der Verteidigung des Angeklagten selbst geforderte vorurteilslose und umfassende Beurteilung seiner Sendung nicht bloß zu kurz kommt, sondern ganz unterschlagen wird. Ohne Berücksichtigung *dieses* Aspektes wird aber die wirklich sachgerechte Exegese nicht auskommen können.

Linz

A. Fuchs

M. Riebl, Auferstehung Jesu in der Stunde seines Todes? Zur Botschaft von Mt 27,51b-53 (SBB), Stuttgart 1978 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 93 Seiten, kart. DM 58,-

Diese überarbeitete Fassung einer an der Wiener Katholisch-Theologischen Fakultät eingereichten Dissertation versucht, einen für den modernen Leser schwer verständlichen kurzen Text des Mt-Ev mit den traditionellen Methoden heutiger Exegese einsichtig zu machen. Die Autorin behandelt nach einer Einleitung, die die Problematik des « Berichts » anschaulich macht, Text- und Literarkritik, die sprachliche Gestalt, die verwendeten biblischen Motive, fragt nach der literarischen Gattung und dem Verhältnis von Tradition und Redaktion, um abschließend bibeltheologische Folgerungen aus dem Ganzen zu ziehen. Theologisch führen die verwendeten atl. Motive an den Sinn des Textes heran. Im atl.-jüdischen Schrifttum bedeutet von Beben sprechen « von Gott sprechen — von seiner absoluten, unwiderstehlichen Macht, von seiner inneren Dynamik, die ihn dazu drängt, sich an Menschen und Welt großartig zu erweisen » (28). Im besonderen ist dieses Bild mit der geschichtlichen Erfahrung Israels und mit der Erwartung des eschatologischen Handelns Gottes verbunden. Auf dem gleichen Hintergrund wird das Sich-Spalten von Felsen verständlich als Zeichen für die erwartete Zeitenwende. In deutlichem Zusammenhang mit Ez 37,12-14 ist das Öffnen von Gräbern eine Garantie für die unbegrenzte Lebens-

macht, die Jahwe an seinem Volk erweisen wird. «Viele Leiber der Heiligen» bezeichnet den Kreis der Menschen, die vom Heilswerk Jesu betroffen sind, wobei der Gebrauch des Wortes «Heilige» an Bedrängung durch gottfeindliche Mächte erinnert bzw. in apokalyptischen Texten an die Ereignisse der «letzten Zeit» denken läßt. Daß «Eingehen in die heilige Stadt» an das Erben des verheißenen Landes und an das erneuerte Jerusalem als Stadt des messianischen Reiches erinnert und somit gleichfalls eschatologisch zu verstehen ist, braucht kaum gesagt zu werden. Die Verwendung des Aorists macht darauf aufmerksam, daß die für die jüdische Enderwartung noch zukünftigen Ereignisse für Mt bereits gegenwärtig sind.

Bei der Frage nach Vorlage und Bearbeitung durch den Evangelisten kommt Riebl zu der Auffassung, daß es sich grundlegend um einen traditionellen Text handelt, in den von Mt nur die Wendung «herausgegangen aus den Gräbern» und vermutlich von einem nach-mt Redaktor die Passage «nach seiner Auferweckung» eingefügt wurden. Aus der Analyse von Mt 8,24 und 21,10 kommt die Autorin zu dem Schluß, «daß das Motiv des Bebens Mattäus dazu dient, die einzigartige Größe Jesu zu bezeugen» (70). Für den Leser der Kirche des Mt ergibt somit das gesamte Bild und seine Einordnung beim Tod Jesu: «Die neue Welt Gottes ist angebrochen — doch nicht, wie erwartet, unter kosmischen Umwälzungen, sondern in der konkreten Geschichte Jesu von Nazaret ...» (79).

Selbst wenn man nicht mit allen Schlüssen der Verfasserin und ihren Begründungen einverstanden sein sollte, bietet diese Studie einen aufschlußreichen Zugang zum biblischen Gehalt und zur mt Theologie des behandelten Abschnitts. Abgesehen vom Preis kann man diese Dissertation auch Studenten der Theologie empfehlen.

Linz

A. Fuchs

J. Jeremias, Jesus und seine Botschaft, Stuttgart 1976 (Calwer Verlag), 95 Seiten, kart. DM 9,80

Der Verlag selbst informiert den Leser, daß dieser schmale Band fünf «Calwer Hefte» in einer Neuausgabe zusammenfaßt, die den einzelnen Kapiteln dieses Buches entsprechen: Das Problem des historischen Jesus, Das Vater-Unser im Lichte der neueren Forschung, Die Bergpredigt, «Das ist mein Leib...», und Der Opfertod Jesu Christi. Es ist sehr zu begrüßen, daß wichtige Themen der ntl. Theologie und das einleitende Kapitel über den historischen Jesus, die der Autor mit umfassender Problemkenntnis und in

meisterhafter Form behandelt, dem Leser nun auch gesammelt zugänglich sind.

Im ersten Kapitel geht Jeremias auf die Debatte um den historischen Jesus ein, die vor allem innerhalb der protestantischen Exegese und Theologie von Bedeutung war, aber auch darüber hinaus einen starken Wellenschlag erzeugt hat. Er bemerkt mit Recht, daß die Leugnung der Bedeutsamkeit des historischen Jesus für den Glauben ohne Kenntnis der Entstehung dieses Problems (S. Reimarus-M. Kähler-R. Bultmann) absurd klingt. Im Lauf des Artikels stellt sich aber heraus, daß auch für den, der die Entwicklung der Auseinandersetzung verfolgt, das besonders von Bultmann und G. Ebeling vertretene Axiom der Kerygmatheologie, nach welchem das Christentum erst mit Ostern beginnt und Auskünfte über den historischen Jesus, selbst wenn wir solche verläßlich gewinnen könnten, für den Glauben irrelevant seien, im Widerspruch zu den Tatsachen des NT steht und als völlig falsch zurückgewiesen werden muß. An einer Reihe von Fakten weist Jeremias nach, daß die heutige Exegese mit neuen Methoden und Kenntnissen sehr wohl imstande ist, einmal zur Person des historischen Jesus und seiner Verkündigung vorzudringen, und daß sich zweitens Verhalten und Botschaft Jesu ganz im Gegensatz zu dem, was Bultmann glauben lassen wollte, als zentral und fundamental für den Glauben erweisen. Es ergibt sich vielmehr, « daß Jesus nicht der jüdische Rabbi, Weisheitslehrer oder Prophet war », auf den er von Bultmann reduziert wurde, « sondern daß seine Botschaft von dem Gott, der schon jetzt den Verachteten, Mißhandelten, Hoffnungslosen Anteil am Heil schenkt, aller Religiosität seiner Zeit widersprach, ja das Ende des Judentums war » (16). Fast wundert man sich, daß die protestantische Kirche in Anbetracht der Wichtigkeit des Themas der künstlichen und sachlich falschen Verengung der Glaubensbasis auf das Kerygma durch Bultmann nicht deutlicher entgegengetreten ist und die gefährliche Auslaugung nicht stärker als Irrtum deklariert hat. Es ist natürlich verboten zu fragen, ob damit u.a. indirekt auch eine späte Rechnung für die Abschiebung des Lehramtes durch die evangelische Kirche zum Vorschein kommt. Jedenfalls hat Jeremias das Verdienst, die einseitige Theologie Bultmanns wieder korrigiert zu haben.

Bei seinen Erklärungen zum Vater-Unser fragt Jeremias von den zwei Versionen des Mt und Lk zurück zur ursprünglichen Fassung, und erläutert mit Hilfe jüdischen Vergleichsmaterials den theologischen Inhalt und Sinn des Textes. Als Kurzform enthält die ipsissima vox der Abba-Anrede Gottes Sendungsanspruch und Botschaft Jesu. Anders als vermutet zeigt sich in allen Bitten ein eschatologisches Element und ist der Text in dieser Richtung zu verstehen.

Im Abschnitt über die Bergpredigt kommen zunächst exegetisch-geschichtlich die perfektionistische Interpretation von H. Windisch, die lutherisch-orthodoxe Unerfüllbarkeitstheorie und das interimsethische Verständnis von J. Weiß und A. Schweitzer zur Diskussion. Nach dem ersten Modell war die Bergpredigt nichts anderes als ein neues Gesetz, aber ganz in atl.-jüdischem Geist. Dagegen steht Jesus jedoch in Wahrheit in «bewußte(m), schneidende(m) Gegensatz zur rabbinisch-pharisäischen Frömmigkeit» (43). Nach der zweiten These habe Jesus die Forderungen absichtlich unerfüllbar hoch angesetzt, um die Selbstsicherheit des Hörers zu zerbrechen, was sich ebenfalls für Jesus nicht nachweisen läßt. Die dritte Erklärung, die aus der konsequent eschatologischen Schule stammt, versteht die Bergpredigt als Ausnahmegesetz für Krisenzeiten. Da Jesus aber seine Ethik nicht auf die Angst vor dem Ende gründet, ist auch dieser Meinung der Boden entzogen, und nacheinander erweisen sich die Vorstellungen von ihm als Thoralehrer, Bußprediger und Apokalyptiker als unzutreffend. Um zu einer sachgerechten Auffassung zu gelangen, geht Jeremias der Vorgeschichte der Bergpredigt im allgemeinen nach und dann der Analyse der einzelnen Themen. Er versteht die Zusammenstellung als urchristlichen Katechismus, der dreiteilig gestaltet ist und sich der Auseinandersetzung mit der Gerechtigkeit der Theologen (Schriftgelehrten), der Pharisäer und im Kontrast dazu seiner eigenen Jünger widmet. Wichtig ist, daß «die Weisungen der Bergpredigt...aus dem...Zusammenhang gerissen (sind)» (57), und die ihnen vorangehende Unterweisung aus parallelen Texten gesucht werden muß. So erweist sich die Komposition als *exemplarische Instruktion*, wie das Leben unter den neuen Bedingungen der neuen Realität der βασιλεία aussieht.

Das vierte Kapitel zur Eucharistie hat drei Themen zum Inhalt, die Bedeutung der Tischgemeinschaft Jesu mit Zöllnern und Sündern, etc., was durch zeitgeschichtliche Parallelen sehr anschaulich gemacht wird, die Besprechung der Deuteworte und die Herausarbeitung ihres Sinns, der im stellvertretenden Sterben zu sehen ist und Jes 53 zum Hintergrund hat.

Als letztes kommt die Interpretation des Todes Jesu zur Sprache, im Hebr und 1 Petr, bei Paulus, in der Urgemeinde und im Verständnis Jesu selbst. Wie überall ist auch hier die Kenntnis zeitgeschichtlicher Parallelen und des atl. Hintergrunds bewundernswert und besonders für Paulus aufschlußreich. Jeremias hält die Leidens- und die damit verknüpften Herrlichkeitsankündigungen Jesu im wesentlichen sowie auch die heute oft kritisch betrachtete Interpretation des Leidens und Todes als stellvertretende Sühne für echt. Aus den Abendmahlsworten geht hervor, daß das «für viele» von

Jes 53 für Jesus selbst der « Schlüssel für die Deutung seines Leidens und Sterbens » (91) gewesen ist, den er auch dem engeren Jüngerkreis weitergegeben hat. Daneben sind nach seiner Meinung auch das Wort vom Lösegeld Mk 10,45 par; Lk 22,35-38 (Schwertwort) und Mk 14,27f (der geschlagene Hirt, der der Herde vorangeht) vorösterliche Tradition und Interpretation.

Im Rückblick kann man nur das Können des Verfassers bestaunen, dem es gelingt, zentrale Themen des NT verständlich und fesselnd darzulegen, ohne die Probleme dabei ungebührlich zu vereinfachen oder zu verfälschen. Das Buch wird deshalb lange inhaltlich wie als pädagogisches Modell seine Gültigkeit bewahren.

Linz

A. Fuchs

W.A. Meeks (Hg), Zur Soziologie des Urchristentums. Ausgewählte Beiträge zum frühchristlichen Gemeinschaftsleben in seiner gesellschaftlichen Umwelt (TB, 62), München 1979 (Verlag Chr. Kaiser), 312 Seiten, kart. DM 45,-

Diese Sammlung aus dem Amerikanischen übersetzter Aufsätze der Jahre 1923-1977 hat zum Ziel, in die sozialhistorische Methode auf dem Gebiet der ntl. Schriften einzuführen, wie sie vor allem in Amerika geübt wird und besonders in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der Errichtung religionswissenschaftlicher Abteilungen an vielen Universitäten stark an Bedeutung gewonnen hat. Als Ergänzung zur durchwegs gängigen Interpretation des NT, die die *theologischen* und *moralischen* Inhalte der einzelnen biblischen Bücher zu erarbeiten sucht, geht es dieser Richtung um die Beachtung der *sozialen* Umwelt des frühen Christentums, « in der Überzeugung, daß wir, je mehr wir über alle Aspekte des Alltagslebens in der griechisch-römischen Welt wissen, umso besser in der Lage sein werden, die Anfänge des Christentums zu verstehen » (10). Auf diesem gesamten Hintergrund werden verschiedene Aspekte einer solchen Fragestellung zu durchleuchten versucht, wie z.B. das Ethos der frühen Christen (L.E. Keck); die Bedeutung wirtschaftlicher und sozialer Faktoren für die Ausbreitung des Christentums in Kleinasien (S. Dickey); die Frage, ob soziale Unruhen Ursache für die Verbreitung des Christentums waren oder umgekehrt das Christentum für solche Unruhen (und den Niedergang des Römischen Reiches) verantwortlich sei (C.L. Lee); wieweit sich das Christentum mit einer Milleniumsbewegung vergleichen läßt (J.G. Gager); welchen zeitgenössischen Vorstellungen die christliche Missionsmethode und Lehrtätigkeit entsprechen (E.A. Judge); « welchen Eindruck...das Christentum bei den Männern und Frauen

der griechisch-römischen Welt (machte), als es zuerst in das Bewußtsein der Öffentlichkeit trat » (165) (E.L. Wilken, unter dem Titel: Kollegien, Philosophenschulen und Theologie); welchen sozialen Klassen die Christen angehörten und wie es mit ihrer Bildung stand (A.J. Malherbe); welche Funktion die Charismen haben und wie sie sich zu Ämtern und Strukturen verhalten (J.H. Schütz); und, eine theologische Frage in soziologischem Gewand, welche Aufgabe der vom Himmel herabgestiegene Offenbarer für das Selbstverständnis der joh Gemeinde hat (W.A. Meeks). Abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Themen und der Abfassungszeit sind die Beiträge auch von verschiedenem Gewicht und unterschiedlicher Verlässlichkeit, was das Referat des historischen Materials, vor allem aber seine sozialhistorische Interpretation betrifft. Unbeschadet aller Untiefen und Mängel lernt man aber eine Menge über die Lebensverhältnisse und die heidnisch-profane Umwelt jener Menschen, die die Theologie des NT geschaffen haben und für seine christologische Verkündigung verantwortlich sind. Dies gilt sowohl in bezug auf die frühe paulinische Mission wie für spätere Generationen der Urkirche. Wertvoll scheinen diese Studien dem Rezensenten darüber hinaus auch deshalb — und vielleicht liegt hier sogar ein Schwergewicht des Buches —, weil der *Horizont*, auf den die christliche Verkündigung stieß, die Denkweise und die Lebensgewohnheiten und Überzeugungen der heidnischen Adressaten, mit denen die Christen zu tun hatten und leben mußten, durch diese Untersuchungen deutlicher greifbar werden und sich damit die Schwierigkeiten besser erahnen lassen, auf die das Christentum stieß bzw. die die ständige Umwelt der Christen waren. Gerade deshalb bedauert man, daß einzelne Beiträge durch längst überholte Thesen belastet sind, ohne daß dies in einem Nachwort o.ä. gesagt würde, und was weit schwerer wiegt, daß die Ausführungen nicht selten durch leichtfertige Behauptungen entstellt und teilweise entwertet werden. So findet man bei J.G. Gager noch 1975 den aus der Bultmannschule bekannten, aber längst als falsch erkannten Satz, daß « wir über seine [Jesu] Persönlichkeit keine sicheren Informationen haben » (101). Ebenso leichtfertig und weltanschaulich vorbelastet mutet es an, wenn derselbe Autor von der « gewöhnliche(n) Neigung des Verfassers [der Apg] zur Übertreibung » weiß (96) und damit die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Theologie und Historie in der Apg mit einem Federstrich entschieden hat. Als sehr bedenklich für die wissenschaftliche Methode des Verfassers muß man es auch empfinden, wenn er nur von einer « *angebliche(n)* [im Original nicht kursiv] Heuchelei der Pharisäer auf allen Gebieten der Frömmigkeit » redet, obwohl er Jesus auf entsprechende Anklagen « ein vernich-

tendes Urteil » zugesteht (97). Obwohl ihm im selben Buch E.A. Judge (126) widerspricht, zieht er unbekümmert um jede eigentlich unabdingbare Vorsicht die Verlässlichkeit von Apg 6,7 in Frage (96). Zurückhaltend mit der Zustimmung wird der Leser wahrscheinlich auch sein, wenn Gager ziemlich uneingeschränkt meint, « daß das frühe Christentum ganz offenbar eine Millenniumsbewegung war », (89) und diese mit einer « Bewegung ... von Enterbten » (92) gleichsetzt, deren « neue Konvertiten sich aus denen rekrutieren, die sich in irgendeiner wichtigen Hinsicht benachteiligt fühlen » (96). Man vermißt die für die Ausbreitung des Christentums wesentlichen, aus dem Glauben kommenden Motive, wenn der Autor bloß soziologisch fragt, ob « das Weiterführen der Missionsbemühungen jetzt zumindest teilweise als in der Enttäuschung und Verzweiflung über das Ausbleiben des Reiches begründet » verstanden werden könne (121) und dazu wenig später noch erläutert, « Individuen finden es leichter, eine widerlegte Vorstellung aufrechtzuerhalten, wenn eine Verstärkung durch die Gruppe stattfindet » (126). In typischer Weise präsentiert sich diese Denkweise, wenn Gager formuliert: « Was ist schiefgelaufen mit dem frühen Christentum, so daß es das Nichteintreffen seiner ursprünglichen Prophezeiungen nicht nur überlebte, sondern dies in derart spektakulärer Form tat? » (113). Sicherlich darf nicht übersehen werden, daß im Sinn Gagers « die kognitive Dissonanz im Zusammenhang mit der Widerlegung wichtiger Glaubensvorstellungen » bloß « einer von mehreren, für die Missionsbemühungen verantwortlichen Faktoren war » (129), aber der Rezensent ist nicht davon überzeugt, daß etwa die Enttäuschung über die Parusieverzögerung oder die von G. unterstellte « Widerlegung wichtiger Glaubensvorstellungen » auch nur die geringste positive Kraft auf die Erhaltung oder gar die Ausbreitung des christlichen Glaubens ausgeübt haben, der sich gegen viele gewohnte und festsitzende Anschauungen und gegen zahllose Widerstände durchsetzen mußte und sich dazu nicht von *Defekten* nähren konnte!

Ohne daß sich die Besprechung auf zuviel Einzelheiten konzentrieren kann, ist aber doch noch zu erwähnen, daß man auch bei den sonst weit sachlicheren Artikeln von E.A. Judge und R.L. Wilken leichtfertige Formulierungen findet, die die Vertrauenswürdigkeit nicht gerade fördern. So hat Judge z.B. kein Auge für die entscheidende theologische Frage, wenn er meint, « es würde nicht schwer fallen, Jesus zu einem Sozialrevolutionär zu machen », was längst widerlegt ist, und Jesus ohne Schwierigkeit nachsagt, er sei « immer bereit », « die etablierte Ordnung herauszufordern » (142). Aufmerksam, wenn auch nicht ganz überzeugte Leser wird es ohne Zweifel

finden, wenn Wilken von der Urkirche schreibt: « In vielen Gemeinden standen die Bischöfe und die Lehrer einem aufsässigen und undisziplinierten Haufen von Christen vor » (167), wobei er zwar mit seiner Betonung verschiedener Mängel Recht hat, sich aber mit der zitierten Generalisierung doch etwas im Ton vergreift. Ähnliches ist wohl zu sagen, wenn es weiter heißt: « Eine starke libertinistische Strömung, die provozierend auf die Gefühle der römischen Mittel- und Oberklasse wirkte, geht durch das frühe Christentum » (168), oder: « Die christlichen Gemeinden, eine Welt für sich, beteiligten sich nicht am bürgerlichen und kulturellen Leben der Städte; sie versammelten sich in geheimen Konventikeln und kümmerten sich kaum um ihre Pflichten als Mitglieder der Gesellschaft » (169). Eine solche Sprache ist sicherlich geeignet, einen schnellen Eindruck zu machen, von der Wahrheit dürfte sie freilich ein gutes Stück entfernt sein, ganz abgesehen davon, daß sich Wilken etwa von Röm 13,1-7 und zahlreichen anderen zu berücksichtigenden Gesichtspunkten nicht belasten läßt. Obwohl man das Urteil von solchen Feststellungen nicht auf das ganze Buch ausdehnen darf, besteht doch kein Zweifel, daß solche Äußerungen und Methoden, wie sie gerade angeführt wurden, die sozialhistorische Methode nicht gerade empfehlen.

Abgesehen davon, daß Übertreibungen wie die angeführten nicht die Sache an sich diskreditieren können, liest man die Abhandlung des Herausgebers zur Funktion des vom Himmel herabgestiegenen Offenbarers mit umso größerem Interesse. Hier wird mit umfassender Sachkenntnis sehr solide Arbeit geleistet und eine durch die Trennung von der Synagoge traumatisch belastete Gemeinde als Hintergrund des Joh-Ev sichtbar. Im Kontrast zur feindlich-jüdischen Umwelt weiß sich diese Gemeinschaft von ausgestoßenen Jüngern Jesu im Besitz der Wahrheit, die gerade im Glauben an seine Offenbarerkfunktion und Messianität besteht. Nicht zu Unrecht betrachtet Meeks dies als Schlüssel zum gesamten Evangelium.

So legt man das Buch trotz verschiedener Einwände mit reichem Gewinn aus der Hand. Als Ergänzung kann die sozialhistorische Methode die wissenschaftliche Arbeit am NT nur bereichern, wenn man sich auch für eine Neuauflage wünschen würde, daß die Mängel der anerkannterweise schwierigen Übersetzung verbessert und die zahllosen und häufig gravierenden Druckfehler, von denen das Buch strotzt, dort nicht mehr zu finden sind. Bis dahin kann sich das Lektorat vielleicht auch mit der Rechtschreibung ins Einvernehmen setzen.

- A. Lindemann, Paulus im ältesten Christentum. Das Bild des Apostels und die Rezeption der paulinischen Theologie in der frühchristlichen Literatur bis Marcion (BhTh, 58), Tübingen 1979 (Verlag J.C.B. Mohr), X+449 Seiten, geb. DM 148,-

Die Göttinger Habilitationsschrift Lindemanns widmet sich einem Thema, das in mancher Hinsicht in der wissenschaftlichen Diskussion der letzten Zeit kontroversiell ist, nämlich der Frage, wie Paulus im ältesten Christentum verstanden wurde, und zwar seine Person und Tätigkeit einerseits und seine theologische Leistung andererseits. Die Auseinandersetzung um dieses Problem ist dabei von extremen Standpunkten gekennzeichnet, die sich wohl erst in der weiteren wissenschaftlichen Arbeit auf einen der Wahrheit näheren Mittelweg einpendeln werden, nicht zuletzt durch die im Durchschnitt solide und gründliche Monographie des Autors.

Während die eine « Position » dadurch gekennzeichnet ist, daß sie von den sachbedingten Problemen eigentlich bis in die jüngste Zeit recht wenig Notiz genommen hat und das Weiterwirken des Paulus in nachpaulinischer Zeit für sie weithin überhaupt keine Frage war, ist die andere Seite rasch — und wie sich herausstellt, zu rasch — mit « Erklärungen » und Vorentscheiden zur Stelle gewesen, die zwar als Diskussionsanstoß dienlich sein mögen, aber in sich wegen ihrer Einseitigkeit und Übertreibung kaum Aussicht auf längeren Bestand haben. Nach Auffassung dieser Seite habe Paulus « in der nachpaulinischen Kirche nur einen sehr geringen Einfluß besessen. Insbesondere die 'rechtgläubige' Kirche der ersten zwei Jahrhunderte habe das geistige Erbe des Heidenapostels vergessen oder gar verleugnet » (1); erst die Irrlehre Marcions hätte die paulusfeindliche Amtskirche des « Frühkatholizismus » aufgeschreckt und verursacht, daß sie den von den Häretikern beanspruchten Paulus wieder als zu ihr gehörig akzeptiert und einigermaßen schätzen gelernt habe. Wie es zwischen diesen beiden Polen mit der Rezeption des Paulus im genannten Zeitraum wirklich steht, ist Gegenstand der Untersuchung Lindemanns.

L. geht im Aufbau seiner Arbeit sehr logisch vor und bietet nach dem skizzenhaften Überblick über das Problem einen ebenfalls nur kurzen Abriß der Forschungsgeschichte und Bemerkungen zur Methodik und zur Situation der Quellen. Das dritte Kapitel, das die Entstehung des Corpus der paulinischen Briefe behandelt (20-35), ist bereits ein erster Teil einer Beantwortung jener Frage, um die es im ganzen Buch geht. Denn da eine Reihe ntl. « Paulusbrieve » gar nicht von diesem stammt, sondern « nur » unter seinem Namen geschrieben wurde, ist schon die Existenz solcher Schriften eine Antwort auf die zitierten Behauptungen. Sachgemäß kommen an

dieser Stelle die Teilungshypothesen oder, wie man in diesem Zusammenhang richtiger sagen muß, Kompositionshypothesen der paulinischen Briefe zur Sprache, der Sammelprozeß der Paulusschriften und ihre Aufnahme in den Kanon. Dann werden im vierten (36-113) und fünften (114-395) Kapitel die urkirchlichen Schriften daraufhin geprüft, wie sich in ihnen das Bild des Apostels bzw. seine Theologie widerspiegeln. Daß das Zweite, worauf sich der Autor in besonderer Weise konzentriert, schwieriger darzustellen ist, weil sich bloße *Anspielungen* auf Paulusbrieve oder Übernahme seiner *Ideen* naturgemäß schwieriger erfassen lassen, ist mit der Sache gegeben. Trotzdem kommt L. in beiden Abschnitten zu klaren und eindeutigen Ergebnissen, die die zu Anfang erwähnten Vorurteile als reine Phantasie und wissenschaftlich in keiner Weise vertretbar entlarven. Dabei ist zu erwähnen, daß der Verfasser im allgemeinen die einschlägige Sekundärliteratur sehr gut kennt und in umfassender Weise heranzieht, wenn auch protestantische Autoren etwas bevorzugt erscheinen.

Der Rahmen der Rezension gestattet nicht, auf die inhaltlichen Resultate beider Abschnitte im einzelnen einzugehen. Die Grundlinien sind aber doch von solcher Bedeutung, daß sie hier nicht übergangen werden sollen.

Nach den Worten des Autors selbst « zeigt sich in frühchristlichen Schriften, die Paulus erwähnen, ein verhältnismäßig festes Bild des Apostels. Für die 'rechtgläubige' Kirche ist er der unermüdliche Verkündiger des Evangeliums und Organisator der Kirche, der eigentliche Motor der Heidenmission und Gegner aller Häresie » (112). Damit verbunden erscheint er auch als « anerkannte kirchliche Autorität » (aaO.), « als Vorbild für die Christen » (113) und « als Beispiel für Gottes Gnade, die selbst den Verfolger zum Verkündiger macht » (aaO.). Mit Ausnahme des Judenchristentums, wo Paulus aufgrund seines Antinomismus negativ gesehen wird, ist Paulus also nicht nur nicht vergessen oder den Häretikern überlassen, sondern durchwegs in bester und lebhafter Erinnerung und bereits zum bleibenden Vorbild geworden. So ist etwa im Kol, um einige Einzelheiten illustrativ und stellvertretend für andere zu nennen, « die Rolle des Leidenden betont, der nicht in Resignation verfällt, sondern unermüdlich arbeitet und kämpft » (39) bzw. Paulus als « der auch in Fesseln unermüdliche Verkündiger und Bewahrer der rechten Lehre in den Gemeinden » (40) dargestellt, was für die Fragestellung des Buches bedeutet, daß dieser deuteropaulinische Brief Paulus durchaus nicht vergessen hat, sondern ganz im Gegenteil seinem Charakter als « Paulus »-brief entsprechend Einzelzüge seiner Person in ihrem bleibenden, vorbildlichen Wert für die Ge-

meinde hervorhebt. An das bereits vorhandene positive Paulusbild knüpft auch Eph an, wenn dort die «einzigartige(n) ... Stellung des Paulus im Zusammenhang der Offenbarung Christi» (42) in den Vordergrund gestellt wird. Als maßgeblicher Kirchenführer, der die Probleme der Gegenwart «vorhersagt» und der vom einstigen Christenverfolger zum Verkündiger, Apostel und Lehrer der Völker geworden ist, wird er in den Past gezeichnet, usw. Es ist insgesamt eine sehr informative «Einleitung» in die nachpaulinische frühchristliche Literatur, die Lindemann hier vorlegt und die man mit größtem Interesse und beachtlichem Gewinn liest. Letzteres vor allem deshalb, weil der Autor nicht voreilig zu bestimmten Ergebnissen kommt oder kommen muß, sondern seine Untersuchungen meist in ausgewogener und ruhiger Weise darlegt und auch für Erkenntnisse offen ist, die in anderen exegetischen Gegenden vielleicht nicht unbedingt gern gesehen sind.

Auch das Kapitel über die Rezeption der paulinischen Theologie kann hier nur gestreift und einzelnes sporadisch angeführt werden. Durchgehend gilt, daß in der relevanten Literatur «keinerlei kommentarähnliche Auseinandersetzung mit Paulusbriefen» (114) vorkommt und der Einfluß des Paulus somit nicht immer explizit hervortritt. Das bedeutet aber keine Minderung seiner Bedeutsamkeit, sondern ist eher sachbedingt und verrät in anderer Weise den Sitz im Leben. So findet Lindemann z.B. das Urteil Vielhauers für zutreffend, der zum Kol gemeint hatte: «Der Autor schreibt, was und wie nach seiner Meinung Paulus geschrieben hätte» (120). Dieser theologische Rückgriff auf Paulus und die Imitation seiner Denk- und Schreibweise sind aber massives Zeugnis dafür, daß Paulus durchaus nicht vergessen oder beiseitegeschoben war, sondern ganz im Gegenteil in so hohem Ansehen stand, daß man *ihn* nachahmen und die in der eigenen Zeit wichtigen Anliegen *im Anschluß an ihn* und *in seinem Namen* vorbringen wollte, wenn man beabsichtigte, gehört zu werden. Auch der Verfasser des Eph nützt bei seinen vom Kol schon sehr verschiedenen Interessen die Geltung des Paulus in der Kirche, der «offenbar die entscheidende Gestalt der christlichen Kirche» (130) geworden ist. Von den Past schreibt Lindemann in analoger Weise, daß sie nach seiner Analyse «einem kirchlichen Milieu zu entstammen (scheinen), in dem die überragende Rolle des Paulus unbestritten in Geltung stand und in dem Theologie identisch war mit der Tradierung paulinischer Theologie» (148f). Auch für die gnostische Literatur kommt L. zu einer anderen Ansicht, als anderwärts zu lesen ist, wenn er als Ergebnis formulieren kann, daß «die Gnostiker... offenbar überhaupt keine spezifische Affinität zwischen ihrem eigenen Denken und der Theologie des Paulus

(sahen)» (342). So hat sich nach dem angeblich mangelnden Interesse der Kirche für Paulus auch die häufig wiederholte These vom *haereticorum apostolus* als falsches Etikett und mit der wirklichen Sachlage nicht vertraute Auskunft ergeben. – Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Studien Lindemanns verschiedene Übertreibungen auf das rechte Maß reduzieren werden.

Abschließend sei nochmals unterstrichen, daß dieses Buch nicht nur einen Überblick über die frühchristliche Literatur unter der besonderen Fragestellung der Paulusrezeption vorlegt, sondern ebenso sehr eine sehr versierte Einführung in die Paulusbriefe darstellt und die persönlichen Umrisse der Gestalt des Paulus und seiner Theologie aus dem Dunkel hervortreten läßt. Man kann, selbst wenn man stellenweise anderer Meinung sein mag, das Buch zu gründlichem Paulusstudium nur bestens empfehlen.

Als Beispiel dafür, wo der Rezensent dem Verfasser jedoch nicht unbedingt folgen kann und möchte, sei eine Passage S. 172f zitiert, wo es heißt: «der Paulus der Apg hat mit dem 'historischen' Paulus in der Tat verhältnismäßig wenig zu tun (was freilich *mutatis mutandis* für den Jesus des Lk ebenso gelten dürfte)». Wenn man den Paulus betreffenden Teil dieses Satzes noch als wagemutig qualifizieren kann, das «verhältnismäßig wenig» aber schon als ziemlich übertrieben bezeichnen muß, so muß man bei der Äußerung über Lk die Gefolgschaft restlos verweigern. Typische Eigenart der Darstellung und deutliche lukanische Theologie sind ja nicht dasselbe wie die Behauptung, der lukanische Jesus habe mit dem historischen «verhältnismäßig wenig zu tun». Hier gälte noch weit mehr als für Paulus: *quod erat demonstrandum*; sonst kann man solche Äußerungen kaum verstehen.

Hingewiesen sei auch darauf, daß man den 2. Thess nicht als einen paulinischen Brief bezeichnen kann, mit dessen Hilfe sein Verfasser «die Autorität des 1 Thess zu bestreiten und diesen zu verdrängen» suchte (44), wie Lindemann unglaublicherweise vertritt. Hinter einer solchen Auffassung steht ein so unhaltbares Verständnis von Irrtumslosigkeit und Kanonizität des NT, daß man nicht recht weiß, woher der Autor den Mut zu seiner Behauptung nimmt. Erst wenn sich — in anderem Zusammenhang — W.G. Kümmel mit Luther gegen die Schrift auf Christus beruft (vgl. die Rezensionen von Garland und Kümmel), um falsch verstandene und deshalb unerträgliche Stellen des NT eliminieren zu können, merkt man, woher der Wind weht und was die Voraussetzungen für so radikale Thesen sind. Ohne daß man hier auf das Kanonproblem und weitere damit verbundene Fragen näher eingehen kann, erweckt die Erklärung Lindemanns wegen ihrer schrankenlosen Radikalität

wenig Vertrauen, sodaß man sich lieber an die gemäßigte Interpretation W. Trillings hält, die der Sache auch näher zu sein scheint. Vgl. W. Trilling, Literarische Paulusimitation im 2. Thessalonicherbrief, in: K. Kertelge (Hg), Paulus in den neutestamentlichen Spätschriften (QD, 89), Freiburg-Basel-Wien 1981, 146-156.

Linz

A. Fuchs

W.H. Ollrog, Paulus und seine Mitarbeiter. Untersuchungen zur Theorie und Praxis der paulinischen Mission (WMANT, 50), Neukirchen 1979 (Neukirchener Verlag), IX+282 Seiten, geb. DM 52,-/47,-

Die Heidelberger Dissertation widmet sich einem Thema, das in der Paulusforschung bisher nur geringes Interesse gefunden hat. Daß dennoch nicht nur Nebengleise befahren werden, zeigen die Untersuchungen durchaus zentraler Themen paulinischer Theologie wie die der theologisch-missionarischen Konzeption des Paulus, seiner Mitarbeiter und der hinter ihnen stehenden Gemeinden. Aber auch die Erarbeitung einer selbständigen Theologie der Mitarbeiter hat sich der Verf. zur Aufgabe gemacht.

Das Buch zeigt in formaler wie in sachlicher Hinsicht Klarheit und Durchsichtigkeit. Es ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil behandelt «Die historischen Angaben über die Mitarbeiter». Dabei wird der antiochenische Zwischenfall als Zäsur herausgestellt, die aus dem Mitarbeiter in der Mission den selbständigen Missionar Paulus machte, der während der folgenden Missionstätigkeit eine beachtliche Anzahl von Mitarbeitern um sich geschart hat. Die Untersuchung ihrer Funktionen an Hand der verschiedenen Predikationen stellt einerseits die Indienstnahme durch Gott heraus, verdeutlicht andererseits das Verhältnis des Apostels zu seinen Mitarbeitern (συνεργός) und die besondere Beauftragung durch die Gemeinde (ἀπόστολος ἐκκλησιῶν). Für die Gruppe der Gemeindegessandten kann von 1 Kor 16,17f; Phil 2,29f (Kol 1,7f bleibt wegen der textkritischen Frage zweifelhaft) aufgezeigt werden, daß der Vertretungs- und Repräsentationsgedanke Grund und Ursache ihrer Sendung zu Paulus und ihrer missionarischen Arbeit mit ihm war. Von daher ergeben sich aufgrund ähnlicher Aussagen in Phlm 13 überraschende Aspekte für diesen bisher als privates Schreiben verstandenen Brief: «Der Philemonbrief ist zu verstehen als Bittschreiben des Apostels um einen Gemeindegessandten» (104).

Das Thema des zweiten Teiles «Die Bedeutung der Mitarbeiter für Mission und Theologie des Paulus» impliziert die Aufgabe, das bisherige Bild des Paulus als Einzelmissionar und -theologe

durch den realen Beitrag der Gemeinden und ihrer Gesandten zu ergänzen. Denn erst die Bereitstellung einer Anzahl von Mitarbeitern ermöglicht die volle Verwirklichung einer Missionsform, die bisher höchstens in Ansätzen, nämlich in Antiochien, vorhanden war, die Zentrums- und Umlandmission. So werden aus missionierten missionarische Gemeinden, die durch Wahl bzw. Beauftragung ihre Delegierten zu Paulus entsenden, um solcherart vertreten ihrer Gesamtverpflichtung nachzukommen. Das ekklesiologische Leitbild, das der missionarischen Gemeinde am ehesten entspricht, ist das des «Leibes Christi»: «Die Leib-Christi-Vorstellung impliziert also sowohl den Gedanken der Sendung der Gemeinde in die Welt als auch die Verantwortung der ganzen Gemeinde für die Mission» (149). Jedoch läßt sich der missionarisch-theologische Beitrag der Gemeinden und ihrer Delegierten noch konkreter fassen. Wenn die Mitarbeiter in den paulinischen Briefen mitgenannt werden, spricht das dafür, daß «die Diskussion mit den 'Brüdern' in sie eingeflossen» ist. Aber auch die Auseinandersetzung mit ihnen in Form von Lob und Kritik (bes. Phil 1,14-18; 2,20f und gegenüber Barnabas und Apollos) zeigt mehr oder weniger Eigen- und Selbständigkeit. Vor allem der Kol dient als Hauptzeuge einer an Paulus zwar orientierten, aber weiter entwickelten Theologie eines Mitarbeiters, der diesen Brief während der Gefangenschaft des Apostels in Ephesus eigenständig geschrieben hat. Damit kann der Verf. schließlich als Fazit konstatieren, daß «Paulus in seinen Mitarbeitern nicht etwa von einem Kreis bloß subalternen Geister oder (bestenfalls) Gleichdenkender, nämlich wie er Denkender umgeben wurde, daß sie ihm vielmehr als Partner gegenüberstanden, fähig und auch willens zum Widerspruch...» (231f).

Überblickt man die Ergebnisse im Ganzen, so gewähren sie nicht nur einen informativen Einblick in das missionarische Konzept des Paulus und der Gemeinden, sondern bieten vor allem einen wertvollen Beitrag zu dem Verhältnis zwischen Apostel und Mitarbeitern. Die Briefe spiegeln insofern ein weitgehend vernachlässigtes Element wider: Es findet sich darin nicht nur die Theologie des Paulus und seiner Widersacher, sondern auch der Niederschlag der mit ihm missionierenden Frauen und Männer. Sie sind Gemeindegeldokumente nicht nur in kritischer Ablehnung, sondern auch in positiver Aufnahme bestimmter Positionen.

Fraglich bleibt allerdings, ob mit der Leib-Christi-Vorstellung, wie differenziert sie hier auch interpretiert wird, schon der ausreichende Rahmen für den missionarischen Impetus der Gemeinden erfaßt ist. Zumindest ergänzend wird man die Erfüllungsaussagen der atl. Verheißungen anführen müssen, wie sie Röm 10,14-21;

15,7ff.21 begegnen und die über den Apostel hinaus Geltung haben.

Unangemessen erscheint mir zur Charakterisierung der werdenden und wachsenden Verhältnisse untereinander die Benutzung befrachteter Termini wie « Funktion », « Funktionalität », « Autorität », « Partnerschaft » (« Der Funktionalität ihrer Aufgaben entspricht die Funktionalität ihrer Autorität » 90; Paulus « lag alles daran, das Verhältnis zu seinen Mitarbeitern partnerschaftlich zu gestalten » 201). Sie blocken durch ihre Programmatik allzu schnell zur Realitätsseite hin ab. Ohne Zweifel werden einige Themen kontrovers bleiben und weiter diskutiert werden müssen, so die m.E. überzeugende Beurteilung des Phlm und die theologiegeschichtliche Einordnung des Kol.

Gerade deshalb lohnt sich jedoch die Auseinandersetzung mit den dazu vorgetragenen Thesen.

So wird man das Buch im Hinblick auf den Gesamtertrag wie auch auf die Einzelbeiträge mit viel Gewinn lesen. Bereichernd wirkt es zudem durch die Exkurse « Die Abfassungsverhältnisse des Kolosserbriefes » und « Zur Chronologie der paulinischen Mission ».

Paderborn

H.-J. van der Minde

K. Stendahl, *Der Jude Paulus und wir Heiden. Anfragen an das abendländische Christentum* (Kaiser Traktate, 36), München 1978 (Verlag Chr. Kaiser), 144 Seiten, kart. DM 12,50

Der Titel dieses Buches, das eine geringfügige Bearbeitung des amerikanischen Originals « Paul Among Jews and Gentiles and other essays », Philadelphia 1976 darstellt, läßt den durchschnittlichen Leser nicht von vornherein vermuten, daß er einer Auseinandersetzung über einen der zentralsten Punkte evangelischer Theologie und evangelischen Glaubens, nämlich die Bedeutung der paulinischen Rechtfertigung, gegenübersteht.

Wie der Verfasser selbst angibt, möchte er im ersten und wichtigsten Beitrag nachweisen, « daß die Rechtfertigungslehre im Ganzen der paulinischen Schriften » — im Widerspruch zu dem, was von protestantischer Seite im allgemeinen vertreten wird — « gerade nicht zu den vorherrschenden Themen gehört und daß sie deshalb auch nicht als Schlüssel zu seiner Theologie geeignet ist » (141). Diese für protestantische Ohren geradezu häretisch klingende Aussage gewinnt Stendahl aus einer genauen Analyse der Absicht des Römerbriefs, den Paulus am « Wendepunkt seiner Laufbahn, als er im Osten fertig war » (13) schrieb. Dabei ist unbedingt darauf zu achten, daß es sich nicht um einen theologischen Traktat handelt, den Paulus verfaßt, sondern um eine Apologie seiner Missionstä-

tigkeit, « die ... zu einer Gesamtdarstellung dessen wird, wie seine Heidenmission in den großen Plan Gottes paßt » (13). Paulus hat seine in der protestantischen Theologie so ungeheuer einflußreiche These somit nur « zu einem ganz spezifischen, begrenzten Zweck erarbeitet..., nämlich um die Rechte der heidnischen Konvertiten sicherzustellen, ganz und wahrhaft Erben der Verheißungen Gottes an Israel zu sein » (11). Nicht um Polemik gegen das Judentum geht es also und um eine Kritik von dessen unfruchtbarer Gesetzhaltigkeit (137), sondern um « die Frage... nach dem Verhältnis zwischen der Kirche und dem jüdischen Volk » (136), oder anders formuliert, Paulus « verteidigt...das Recht der Heiden, Vollmitglieder des Gottesvolkes zu werden » (140f).

Auf die Tatsache, daß die jeweilige Interpretation ungeheure Folgen haben kann, wird man aufmerksam gemacht, wenn Stendahl seinen Aufsatz als « Versuch » wertet, « an einige der Wurzeln des christlichen Antisemitismus heranzukommen » (136) bzw. wenn man, was in ganz andere Zusammenhänge führt, erfährt, daß E. Käsemann (Paulinische Perspektiven, Tübingen 1969) die Sicht Stendahls, die sich im Lauf der Jahre immer stärker als Grundlage seiner Römerbriefexegese entwickelt hat, « für eine ernste Bedrohung des Protestantismus — was für ihn gleichbedeutend mit einer Bedrohung des authentischen Verständnisses von Paulus und Jesus ist » (140) hält. Ob man exegetisch so oder so über die zur Debatte stehenden Thesen denkt, es ist jedenfalls interessant zu bemerken, daß man innerprotestantisch in so extremer Weise verschiedener Meinung über ein « Dogma » sein kann, das das evangelische Bekenntnis nicht nur auszeichnet, sondern offensichtlich auch bedrückt. — Auf diesem Hintergrund bedauert man, daß in der deutschen Fassung des Buches gerade jener Artikel fehlt, auf den sich Käsemann ausdrücklich bezieht (The Apostle Paul and the Introspective Conscience of the West, S. 78-96, vorher in HTR 53 (1963) 199-215).

In den beiden folgenden Artikeln gibt der Verfasser Vorträge wieder, die er über « das paulinische Verständnis vom christlichen Leben in dieser Welt » und zur Frage der ntl. Glossolie gehalten hat. In letzterem Punkt steht S. in geradem Gegensatz zu J. Kremer, Pfingstbericht und Pfingstgeschehen, Stuttgart 1973, auf den er aber nicht im mindesten eingeht, sofern er ihn überhaupt kennt. In jedem Fall wird man diesen Verzicht auf literarische Umsicht nicht als Empfehlung betrachten.

Positiv ist hervorzugeben, daß der Verfasser seinem Zuhörer- und beabsichtigten Leserkreis entsprechend verständlich schreibt und « die Vermittlung von exegetischen Methoden und Ergebnissen in einer Form » erfolgt, « die jeder Interessierte nachvollziehen kann » (7).

Der Hinweis auf Quellen und Kritiken ermöglicht darüber hinaus, sich mit dem Anstoß dieses Buches noch weiter zu befassen.

Linz

A. Fuchs

H. Weder, Das Kreuz Jesu bei Paulus. Ein Versuch, über den Geschichtsbezug des christlichen Glaubens nachzudenken (FRLANT, 125), Göttingen 1981 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 273 Seiten, kart. DM 38,-; geb. DM 56,-

Das Spannungsfeld zwischen christlichem Glauben und geschichtlichen Vorgegebenheiten ist von R. Bultmann mit seiner verkürzenden existentialen Interpretation ins Bewußtsein gehoben und dann in einer breit gefächerten Diskussion eher zerredet als klärend aufgearbeitet worden. So verdient der jüngste Versuch einer Problemlösung — eine von E. Schweizer angeregte Habilitationsarbeit — allein von der Fragestellung her volle Anerkennung.

Neu ist die Ausrichtung auf den Kreuzestod Jesu, der als das geschichtliche Urereignis, das in der Verkündigung des Paulus jeder Christologie vorausgeht und dieser Grund und Weltbezug gibt, verstanden werden muß. Die Studie bietet in einem ersten Teil geschichtsphilosophische Vorüberlegungen grundsätzlicher Art. Der exegetische Teil 2 analysiert die eigentlichen theologischen Fragestellungen anhand der für das Kreuz Jesu relevanten Paulusaussagen. Ein resümierender Schlußabschnitt legt eine konzentrierte Auswertung und Zusammenfassung vor. Vorausgeschickt sind grundsätzliche und übergreifende Bemerkungen zur Problemstellung, welche die theologische Relevanz des Historischen *und* die Distanz des Glaubens zur Geschichte als ein dialektisches Grundmuster beleuchten. Eine Besinnung auf die von der modernen Religionskritik (Feuerbach, K. Marx, S. Freud) ausgehenden Impulse schärfen den Blick für das «Extra nos» des Glaubens, das sich von der «Wahrheit des Diesseits» nicht entbinden darf. Als weiterer, die Gegenwart des Glaubens prägender Faktor wird der «Niedergang der abendländischen Metaphysik» (28) bedacht und auf das neuzeitliche — sprich: geschichtliche — Wirklichkeitsverständnis bezogen. Der Autor präzisiert nach solchen Vorüberlegungen das Ziel seiner Untersuchung wie folgt: «... wir stellen die Frage nach der Bedeutung des Kreuzestodes Jesu bei Paulus im Horizont der Frage, was der *Glaube* an Jesus Christus mit dem *geschichtlichen Ereignis des Kreuzes* zu tun habe. Im weiteren Sinne besteht zwischen ihr und den oben genannten Fragestellungen allerdings ein Zusammenhang: insofern nämlich, als einerseits an diesem Beispiel die Aporien hinsichtlich des (inhaltlichen) Stellenwertes der Jesustradition bei Paulus zu

überwinden versucht werden und andererseits auf diese Weise *auch historisch* etwas über den Grund der sachlichen Kontinuität ausgesagt werden kann » (40f).

Die geschichtsphilosophischen Überlegungen des 1. Hauptteils orientieren sich an den Arbeiten von H. Lübke, *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse*. Analytik und Pragmatik der Historie, Basel-Stuttgart 1977; K. Löwith, *Gesammelte Abhandlungen zur Kritik der geschichtlichen Existenz*, Stuttgart 1960 und A.C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1974. Auf eine kritische Wertung kann die Besprechung nicht eingehen; ein kurzer Einblick in die leitenden Tendenzen muß genügen.

Zur Frage der Objektivität der Geschichte verdient folgende Schlußfolgerung bezüglich des dokumentarischen Werts der Evangelien Beachtung: « Insbesondere ist aus dem kerygmatischen Charakter der Evangelien kein *allgemeiner* Schluß auf ihre Unzuverlässigkeit zu ziehen, da ein Geschichtsbericht einerseits und eine kerygmatische Geschichtserzählung andererseits sich nicht dadurch unterscheiden, daß der erste Fakten darbietet, während die zweite Bedeutung aussagt, sondern dadurch, daß der Horizont der Bedeutungsaussagen bei beiden je verschieden ist » (60). Zum Problem der Relativität der Geschichte werden der erkenntnistheoretische, im Subjekt des Historikers vorgegebene, und der ontologische, in der Geschichte als solcher enthaltene Aspekt bedacht. Weitere Fragen beziehen sich auf das Subjekt der Geschichte, auf den Sinn des Redens von der Geschichte, auf die Kategorie des einzelnen in den geschichtlichen Bezügen, auf die Analytik der Geschichtserzählung und auf den Gegenwartsbezug des Geschichtlichen.

Die für den mit der Materie nicht vertrauten Leser schwer nachvollziehbaren Gedanken dienen einer kritischen Klärung der exegetischen Arbeitsweise. Mit den gewonnenen geschichtstheoretischen Kategorien werden im zweiten Teil die kreuzestheologischen Aussagen des Paulus analysiert und auf ihre historischen Gehalte hin untersucht. Im einzelnen handelt es sich um die diesbezüglichen Aussagen des 1 Kor, die sich gegen Gruppenbildungen in der Gemeinde wenden (1,13: die Grundlosigkeit des Streites; 1,17: die Aufhebung des Kreuzes; 1,18-25: Weisheit als Torheit; 1,26-31: der Verweis an die Erfahrung; 2,6-16: von der Usurpation eines Wortes), um die Darlegungen über das Kreuz Christi als Signum apostolischer Existenz in Schwachheit in Christus (2 Kor 13,4; Gal 2,19f; Röm 6,6), um die Rückbindung des Evangeliums auf das Kreuz Jesu in den verschiedenen Argumentationsgängen des Gal (3,1: die Öffentlichkeit des Kreuzes; 3,13: die Verfluchung des Gesetzes; 5,11: der Grund der Verfolgung; 5,24: die Kreuzigung

des Fleisches; 6,12: die Wahrung des Gesichtes; 6,14: die Unterbrechung des Konnexes zwischen dem Ich und der Welt) und um die Argumentation mit dem Kreuz Jesu im Philipperhymnus (Phil 2,8) und in der Auseinandersetzung mit den Gegnern in Philippi (Phil 3,18).

Die systematisierende Darstellung und Auswertung des exegetischen Ertrags läßt sich zusammenfassen in den Stichworten « Kreuz und Auferweckung Jesu » (als Einheit in der paulinischen Formel vom « Wort des Kreuzes »); « die Kontingenz des Kreuzes und die Freiheit zur Weltlichkeit »; « die Identität des Christus und die Identifikation des Christen »; « der Erfahrungsbezug des Glaubens und die Erfahrungsbezogenheit christlicher Existenz »; « die Indisponibilität der Geschichte und die Wahrhaftigkeit christlicher Existenz »; « das Ereignis der Ankunft Gottes in der Geschichte des Kreuzes und die Möglichkeit des Glaubens » und « Bemerkungen zur exegetischen Methodik ».

Die Studie bringt eine Menge von interessanten und ungewöhnlichen Einsichten, etwa in dem Hinweis auf die Offenbarung des Gekreuzigten als des Sohnes Gottes (Gal 1,15f) als Ursprung der paulinischen Kreuzestheologie, in der Erklärung des paulinischen Schriftbeweises: « Diese paulinische Dialektik von Verheißung und Erfüllung stellt eine weitgehende Analogie zur Dialektik von irdischem Jesus und auferwecktem Christus dar und wäre wohl ein lohnender Ausgangspunkt für den Entwurf einer biblischen Theologie, welche weder die Aussagen des Neuen Testaments einfach traditionsgeschichtlich auf jene des Alten zurückführen noch eine prinzipielle Diskontinuität zwischen beiden Testamenten behaupten will » (236), in dem vom Kreuz abgeleiteten unaufgebbaren Zeitverständnis des christlichen Glaubens und vor allem in den methodologischen und hermeneutischen Schlußfolgerungen, welche die Kategorie der erzählenden Erklärung den heute verstärkt in die Exegese eingebrachten « nomothetischen Wissenschaften wie Soziologie, Strukturanalyse und Psychologie » (247) gegenüberstellt.

Kritische Anmerkungen sind hie und da im Detail angebracht, etwa bei der traditionsgeschichtlichen Erklärung von Phil 2,8. Nach meinem Dafürhalten ist die Floskel « zum Tode am Kreuze » in der Tat in den vorausgehenden Kenosisaussagen mitgegeben. Man wird fragen dürfen, ob das « mythologische Erlösungsdrama » (132) tatsächlich den Hintergrund für die paulinische Kreuzesaussage 1 Kor 1,17 u.a. abgibt. Aber auf derartige Einzelfragen soll hier nicht weiter abgehoben werden. Es ist sicher richtig, daß die Wirkungsgeschichte einem biblischen Text Perspektiven abgewinnt, die zur Zeit der Abfassung noch nicht gesehen werden konnten, dennoch aber in

den Texten selbst verborgen enthalten sind. Theologen, die den Gesichtspunkt der Tradition in die Interpretation einbringen, hören solches gerne. Hier müßte dann freilich auch nachgedacht werden über die Kriterien einer dem Text angemessenen Sinnerhellung. Die theologische Auswertung der in der Arbeit herangezogenen Paulustexte unterstreicht das angedeutete Problem nachdrücklich.

Eine grundsätzliche, die Sache selbst berührende Frage darf nicht untergehen: Es ist im Zusammenhang mit dem Wort vom Kreuz bei Paulus immer wieder vom «konkreten Ereignis der Kreuzigung Jesu» die Rede. Was aber ist dann mit der Auferstehung und wie ist diese zu interpretieren? Bleibt sie dann doch nur ein Ausdruck des Glaubens, der sich an der auf das Kreuz projizierten Zuwendung Gottes entzündet? In welchem Maße berührt diese geschichtlich verstandene «Auferstehung» des Gekreuzigten die Historie? Sind wir bei der Beschränkung auf das Kreuz allein nicht doch auf die individuelle Entscheidung, welche dem Kreuz erst den Sinn gibt, verwiesen?

Es bleiben trotz des engagierten Einsatzes für das Konkrete, Zeitförmige, Geschichtliche doch noch offene Fragen. Trotzdem: Der Versuch, aus der kerygmatischen Engführung der Exegese auszubrechen, verdient Beachtung.

Paderborn

J. Ernst

G. Friedrich, Auf das Wort kommt es an. Gesammelte Aufsätze. Zum 70. Geburtstag hg. von J.H. Friedrich, Göttingen 1978 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 594 Seiten, geb. DM 110,—

Wie der Herausgeber, der Sohn des Jubilars, im Vorwort mitteilt, handelt es sich bei dem vorliegenden Band um eine Auslese von Aufsätzen, die unverändert abgedruckt wurden, von wenigen geringfügigen Korrekturen abgesehen. Die Themenbereiche umfassen die Evangelien, in größerer Zahl die ntl. Briefliteratur, Theologie des NT und, wie es beim Herausgeber des TWNT nicht anders zu erwarten ist, auch Lexikalisches und Begriffsgeschichtliches. Hervorzuheben ist darüber hinaus eine Bibliographie, die die Jahre 1973-78 umfaßt und die die in der Fs. zum 65. Geburtstag erstellte Liste ergänzt, sowie ein Autoren- und Schriftstellenverzeichnis, das die Aufsatzsammlung vorbildlich erschließt und ihre Brauchbarkeit deutlich erhöht.

Es ist kaum möglich, auf alle Themen dieses stattlichen Bandes im einzelnen einzugehen, wenn der Umfang der Rezension nicht ungebührlich anwachsen soll. Obwohl jede Auswahl in gewissem

Sinn subjektiv ist, können deshalb nur die wichtigsten Aufsätze gestreift werden.

In seinem ersten Beitrag zu den Speisungswundern im Mk-Ev hält der Autor den Text von Kap. 6 für eine Dublette zu dem in Kap. 8, wo Jesus als Wundertäter vorgestellt werde, während er in Kap. 6 nach Absicht des Mk als der zweite Moses erscheint. Der zweite Aufsatz zu Lk 9,51 und zur lk Entrückungschristologie bringt eine erstaunliche Fülle von religionsgeschichtlichem Material zum Thema «Entrückung» und kommt zu dem Ergebnis, daß 9,51 nicht diese, sondern die Passion Jesu im Blick hat. Weniger einverstanden wird der Leser mit Friedrichs Thesen zur messianischen Hohepriestererwartung in den Synoptikern sein, wo den Texten häufig doch weit mehr entnommen wird als sie ungezwungen hergeben.

Für den zweiten Teil, der die Briefe behandelt, kann hauptsächlich nur eine *Aufzählung* jener Stellen erfolgen, denen der Verfasser seine Aufmerksamkeit widmet. Es sind dies Röm 3,27; 5,13; 1 Thess 1,9f; 1 Thess 5,1-11 und Hebr 4,14-5,10. Zu 1 Thess 1,9-10 ist Friedrich der Ansicht, daß es sich um einen unpaulinischen Text, genauer ein Tauflied hellenistischer Judenchristen handelt, die «aus Gemeinden, die durch die Theologie der Logienquelle geprägt worden sind, (kommen)» (250). Auch 1 Thess 5,1-11 stammt nach Friedrich nicht von Paulus, sondern ist ein «apologetischer Einschub eines Späteren», der aufgrund mehrfacher Berührungen in Vokabular und Inhalt als «Theologe aus der Zeit und aus dem Kreise des Lukas» (277) identifiziert wird. Daneben befaßt sich Friedrich mit der These Lohmeyers zum paulinischen Briefpräskript und weist dessen Behauptung von der liturgischen Herkunft des Briefgrußes zurück; in drei weiteren Aufsätzen zum 1 Kor skizziert er die Situation der dortigen Kirche und das Grundmotiv dieses Schreibens. Auf Interesse, wenn auch nicht überall auf Zustimmung, wird sicher die Abhandlung über die Gegner des Paulus im 2 Kor stoßen, wo Friedrich nachzuweisen sucht, daß es sich um Leute aus dem Stephanuskreis handelt, keineswegs um Judaisten und Gnostiker. Am Philipperbrief interessiert Friedrich die Situation des Paulus als Gefangenen und wie er sie aus dem Glauben bewältigt.

Im bibeltheologischen Bereich kommen Themen wie das Abendmahl, Autorität und Amt im NT sowie die speziellere Frage der Fürbitte zur Sprache; von informativem Wert sind sicherlich auch noch immer zwei Abhandlungen über die Auferstehung, von denen die eine mehr der Bedeutung des Faktums nachgeht, während die andere die inzwischen längst abgewiesene diesbezügliche Behauptung W. Marxsens ausführlich diskutiert und ebenfalls verneint.

Abgesehen von einem Lebensbild H.J. Iwands sind schließlich noch drei Aufsätze von größerem Gewicht, die das Problem der Semantik, die Bedeutung des Wortes für den Menschen allgemein und für die Verkündigung und die besonders von J. Barr kritisierte Anlage des TWNT zum Gegenstand haben. Diese letzteren Aufsätze greifen nicht nur in die aktuelle Diskussion ein, sie bieten auch jedem Leser eine relativ leicht verständliche Einführung in eine, wie andere Publikationen zeigen, nicht unbedingt leicht faßliche Materie.

Linz

A. Fuchs

W.G. Kümmel, Heilsgeschehen und Geschichte. II: Gesammelte Aufsätze 1965-1977, hgg. von E. Gräßer-O. Merk (MTS, 16), Marburg 1978 (Verlag Elwert), XII+279 Seiten, geb. DM 56,-

Dieser zweite Band mit dem Titel « Heilsgeschehen und Geschichte », der zum 50. Jahrestag der theologischen Promotion W.G. Kümmels 1928 in Heidelberg herausgegeben wurde, ist die analoge Fortsetzung des ersten, der zum 60. Geburtstag des Jubilars 1965 erschienen war. In chronologischer Reihenfolge enthält er 18 Aufsätze aus dem angegebenen Zeitraum, sodaß man die exegetische Arbeit des Verfassers ebenso wie die parallelen Probleme der ntl. Forschung in ihrem Wellengang wenigstens ausschnittweise verfolgen kann. Daß die Herausgabe sehr sorgfältig erfolgt ist, eine Bibliographie des Autors 1965-78, ein Stellen- und ein Personenregister beigegeben wurden, sei gleich an dieser Stelle vermerkt. Uneingeschränkt kann man wohl, wie das Folgende bestätigen wird, auch für den vorliegenden zweiten Band übernehmen, was die Herausgeber im Vorwort (V) bezüglich des ersten geschrieben haben, daß nämlich « hier eine von theologischer Verantwortung getragene meisterhafte Exegese um die Lösung sehr zentraler neutestamentlicher Probleme bemüht ist ».

Der Band beginnt mit einem Beitrag über A. Schweitzer als Jesus- und Paulusforscher (1-11), den ein zweiter, zehn Jahre später geschriebener mit dem Titel « A. Schweitzer als Paulusforscher » ergänzt und präzisiert (215-231). Kümmel stimmt in der Beurteilung der berühmten « Geschichte der Leben-Jesu-Forschung » Schweitzers — für manchen Leser vielleicht überraschend — nur mit dessen Zeitgenossen überein, wenn er von einer » souveränen, aber auch äußerst subjektiven Überschau über die Forschungsgeschichte » (4) redet. Die Hervorhebung der eschatologischen Erwartung Jesu ist sicherlich allgemein bekannt, weniger vielleicht, daß bereits Schweitzer « die Relevanz des geschichtlich erkannten Jesus *für den Glauben*, für den nur der Geist Jesu maßgeblich ist ... (bestreitet) » (4), eine

Auffassung, für die er später ebenso berühmte wie irreführende Nachfolger gefunden hat. Dem darauffolgenden Werk der « Geschichte der paulinischen Forschung », das zu seiner Zeit ohne Echo blieb, bescheinigt K. bleibenden Wert vor allem « in dem scharfsinnigen Aufweis der inneren Widersprüche » der damaligen Paulusforschung (7). Der durchschlagende Erfolg setzt erst ein, als Sch., inzwischen längst berühmt geworden als Arzt und Missionar in Afrika und als Herausgeber der Orgelwerke Bachs, bei einem Europapurlaub seine paulinische Theologie « Die Mystik des Apostels Paulus » fertigstellt, die 1930 erscheint und frühere Ansätze verdeutlicht. Es ist aufschlußreich, im zweiten Artikel, der auch den persönlichen Elementen näher nachgeht, die zusätzlichen Zusammenhänge noch genauer zu verfolgen.

Der weitere Aufsatz über « Die neutestamentliche Forschung der Gegenwart und die konfessionellen Gegensätze » (12-28) berichtet darüber, daß es 1967 noch immer protestantische Arbeiten gibt, die von einem konfessionellen Standpunkt aus geschrieben und deshalb « unannehmbar » (15) sind, wenn dies auch die Ausnahme darstellt. Gegenüber der katholischen Exegese ist die Frage nach der Mitte des NT der Punkt, an dem sich die Geister scheiden. Dieses Problem greifen drei Artikel direkt oder indirekt auf, die sich mit Luthers Stellung zum NT, seinen Vorreden zu den ntl. Schriften und ausdrücklich mit der Behauptung eines Kanons im Kanon befassen (39-74). Neben manchem, das von anderswoher bekannt ist, wird von Kümmel deutlich gemacht, wie stark sich Luthers Klassifizierung und Wertung der ntl. Schriften und seine Betonung der Vielfalt und der Gegensätze der ntl. Aussagen (45.48) bis heute auswirken. Bei aller Berechtigung solcher Beobachtungen wird aber auch — teilweise gegen Kümmels Absicht — unübersehbar, wieviel Subjektivismus daran beteiligt war, daß Luther den Hebr., Jak, Jud und die Apk als Schriften dritter Qualität eingestuft und — nach Kümmel — « unausgleichbare Widersprüche » (61) im NT festgestellt hat (vgl. 167). Sosehr man der Frage, ob « es eine *zentrale* Botschaft des Neuen Testaments (gibt), an der die Aussagen des Neuen Testaments gemessen werden können » (68), Interesse abgewinnt, so kontrovers scheint bis heute die diesbezügliche Meinung zu sein, anders als es nach der von einer gewissen Lutherapotheose (teilweise geschrieben zum 450. Jubiläum der Reformation) nicht ganz freien Auffassung Kümmels wohl sein dürfte.

Obwohl später geschrieben, fügt sich hier die Würdigung von A. Jülicher, Theologe, Neutestamentler und Kirchenhistoriker, passend an. Wie bei Schweitzer kommen menschlich-persönliche

Dinge zur Sprache, dazu natürlich auch Vorstellung und Kritik des exegetischen Werkes. Allbekannt ist Jülichers Monographie zu den Gleichnissen Jesu, seine « Einleitung », die Veröffentlichung der « Itala ». Abgesehen von den jüngeren Gleichnistheorien ist seine These kaum bestritten und bahnbrechend gewesen, daß die Gleichnisse nicht allegorisch ausgelegt werden dürfen. Anders steht es mit der Überzeugung von der allgemeinen Wahrheit, die sie nach seiner Meinung zum Ausdruck bringen, und vom einzigen Vergleichspunkt, auf den sie angelegt sind. Man bewundert die gesamte Leistung umso mehr, wenn man weiß, unter welchen physischen Belastungen J. seine Arbeit tat bzw. zu Ende führte.

Eine neue Gruppe von Arbeiten kreist mehr oder weniger um das Thema der Heilsgeschichte im NT, das wie das im vorletzten Artikel behandelte vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, im protestantischen Raum in den letzten Jahrzehnten die Gemüter bewegt hat. In seiner Untersuchung zu Lk 16,16, die Stelle, die von H. Conzelmann und S. Schulz zum Schlüssel für die heilsgeschichtliche Einordnung des Lk Werkes gemacht wurde, führt K. den Nachweis, daß dieser Text zu unrecht dazu herangezogen wurde, Johannes den Täufer der Zeit von « Gesetz und Propheten » zuzurechnen, sodaß sich auch die daran geknüpfte Periodisierung der Heilsgeschichte als schief und unhaltbar erweist. Es bestätigt sich, was schon P.S. Minear dazu erklärt hatte: « Rarely has a scholar [sc. CONZELMANN] placed so much weight on so dubious an interpretation of so difficult a logion » (76).

Im Referat über « Lukas in der Anklage der heutigen Theologie » weitet sich die Fragestellung. Der Autor präsentiert die Thesen von E. Käsemann, Ph. Vielhauer, H. Conzelmann, E. Haenchen, E. Gräßer, S. Schulz und G. Klein, um nur die wichtigsten zu nennen, zu den Schriften des Lk und lehnt die teilweise sehr radikalen Standpunkte der Genannten insgesamt als übertrieben bzw. falsch ab. Er greift zurück auf die Vorwürfe, Lk habe die Erwartung des kommenden Endes und das Verständnis des Todes Jesu als Heilstat aufgegeben; seine Verabsolutierung der Tradition habe zum Frühkatholizismus, zur Behauptung der apostolischen Sukzession und von historischen Garantien für den Glauben geführt und schließlich habe er den kerygmatischen Charakter der Botschaft Jesu verkannt. K. weist Schritt für Schritt nach, daß Übertreibungen, einseitige Interpretationen verschiedener Texte, Außerachtlassen wichtiger Stellen und nicht zuletzt das Erbe der von R. Bultmann, K. Barth und ihren Nachfolgern verbreiteten « Theologie des Wortes » Ursache und Wurzel für solche Fehlauffassungen und Irrtümer sind. Beachtlich ist auch die sachliche Zurückhaltung, mit der der Autor die

Spreu vom Weizen scheidet und die allzusehr ins Kraut geschossenen Thesen als Unkraut kenntlich macht, das die Wahrheit eher verdunkelt als sie finden hilft.

Zum engeren Thema der Heilsgeschichte kehrt der Autor zurück, wenn er sich — ablehnend — mit der These G. Kleins zu Gal 2,15-21 auseinandersetzt und dann die Frage der Heilsgeschichte überhaupt thematisch aufgreift. Man ist auch hier dem Verfasser für die klare Darstellung der Auseinandersetzung zwischen O. Cullmann einerseits und G. Klein, R. Bultmann, E. Fuchs und H. Conzelmann andererseits, um wieder nur die bekanntesten Namen anzuführen, dankbar; dasselbe kann man sagen bezüglich der Zurückweisung und Widerlegung der verwirrenden Beiträge aus der Bultmannschule, die, von der manchmal schwer verständlichen Sprache abgesehen, in der sie vorgebracht wurden, insgesamt den weltanschaulichen Wurzelboden verraten, dem sie entstammen und der wie ein schlechter Baum zu schlechten Früchten führen mußte.

Man stößt innerhalb dieser Jubiläumsschrift noch auf zwei weitere Aufsätze, deren eigentliches Ziel mehr die Auseinandersetzung mit *methodischen* Fragen allgemeinerer Natur und die Diskussion eines für die Exegese maßgeblichen *Vorverständnisses* als die konkrete Erklärung des jeweils angeschlossenen Textes selbst ist. Das gilt zunächst für Mk 4,26-29, das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat, das für Kümmel Anlaß dafür ist, die Gleichnistheorien der jüngsten Vergangenheit vorzustellen und sie auf ihre Richtigkeit und ihre Konsequenzen zu überprüfen. Ausgehend von den bekannten Positionen, die mit A. Jülicher, C.H. Dodd und J. Jeremias gegeben sind, skizziert K. zunächst die existentielle Interpretation von E. Fuchs, die von dessen Schülern E. Linnemann und E. Jüngel übernommen und in verschiedener Weise fortgeführt wird. Die Gleichnisse werden hier als Sprachgeschehen, Sprachereignisse verstanden, wobei nach Linnemann der Adressat durch das Phänomen der Verschränkung in die Parabel hineingenommen ist, während für Jüngel kennzeichnend ist, «daß er die Unterscheidung von Bild- und Sachhälfte und damit die Frage nach dem tertium comparationis völlig ablehnt» (145). Dann wird R.W. Funk vorgestellt, der den Charakter des Gleichnisses als Metapher unterstreicht, die nicht in bezug auf ihre historische Entstehung verstanden werden dürfe, worin ihm J.M. Robinson und mit Einschränkung N. Perrin gefolgt sind. Nach diesen Vertretern der Gleichnisse als Sprachereignisse kommen schließlich noch die Autoren zu Wort, die von den Gleichnissen als ästhetischen Objekten reden. Dies trifft in verschiedener Weise auf A. Wilder, G.V. Jones und besonders D.O. Via zu. Nach ihm ist vor allem die Erzählstruktur

zu beachten; der Leser darf nicht dem Irrtum verfallen, nach dem vom Autor beabsichtigten Sinn zu suchen oder nach dem Verständnis der ersten Hörer zu fragen, u.ä. Obwohl Kümmel, von kurzen Bemerkungen abgesehen, die angeführten Thesen nur beschreibt, gewinnt der Leser bereits dadurch ein Bild von der Eigenart und « Wirklichkeitsnähe » der angeführten Grundvoraussetzungen für die Gleichnisinterpretation. Am Beispiel von Mk 4,26-29 wird dann noch demonstriert, daß sie im konkreten Fall versagen und den Text nicht voll zum Sprechen bringen.

Ein analoges Beispiel stellt Kümmels Auseinandersetzung mit den Methodenproblemen der Jesusforschung dar, aufgezeigt an der Perikope von Jesu Antwort an Johannes den Täufer. Ausgangspunkt der Analyse ist das Ergebnis der Leben-Jesu-Forschung des 19. Jh., das Harnack in den Satz zusammenfaßte: « *vita Christi scribi nequit* ». Die formgeschichtliche Denkweise hatte Bultmann schon 1926 zu der radikalen Äußerung verführt, daß « wir vom Leben und von der Persönlichkeit Jesu so gut wie nichts wissen können » (179). Verschärft wurde die Situation durch die von M. Kähler angeregte These Bultmanns, « daß man nicht hinter die Verkündigung vom gekreuzigten und auferstandenen Christus nach dem historischen Jesus zurückfragen dürfe, weil uns der 'Christus nach dem Fleisch' nichts angehe » (179), was auch K. Barth vertreten zu müssen meinte. Schließlich haben aber Schüler Bultmanns selbst diesen Standpunkt als unhaltbare Phantasterei erkannt und den Rückweg zum historischen Jesus angetreten, was aber von Bultmann und noch mehr von seinem Schüler Schmithals entschieden als verfehlt abgelehnt wurde und wird. Ohne daß in dieser Debatte bereits das letzte Wort gesagt sein dürfte, sieht sich die Exegese weithin der von der Formgeschichte verursachten skeptischen Einstellung gegenüber, daß der historische Jesus hinter der Überlieferung der Kirche nur schwer wenn überhaupt zu erfassen sei, und daß sich als methodischer Leitsatz verbreitet hat, was Käsemann so formuliert: « Wir haben nicht mehr die etwaige Unechtheit, sondern gerade umgekehrt die Echtheit des Einzelgutes zu prüfen und glaubhaft zu machen » (185). Einer so negativen Einstellung gegenüber, für die Kümmel weitere eindrucksvolle Beispiele zitiert, bringt der Autor als Grundanschauung der Geschichtswissenschaft wieder in Erinnerung, daß man « bis zum Beweis des Gegenteils ... den Aussageabsichten der Quellenverfasser Zutrauen entgegenzubringen » habe (187) und « daß nicht das methodische Mißtrauen die sachgemäße Haltung des Historikers gegenüber seinen Quellen ist, sondern die Sympathie » (aaO.). Analog ist dieser Grundsatz auch in der Jesusforschung anzuwenden und dementsprechend prinzipielle Skepsis

verfehlt. Statt dessen ist im Einzelfall nachzuweisen, daß « die Annahme unmöglich » ist, « daß es sich um einen Bestandteil der ältesten und damit vermutlich auf die vorösterliche Überlieferung zurückgehenden Jesustradition handelt » (189). Hand in Hand damit erweist sich das lange Zeit hochgepriesene Kriterium der « dissimilarity » als falsch; statt dessen sind die echten Hinweise ernster zu nehmen, zu denen K. vor allem Besonderheiten der Sprache Jesu wie *abba*, *amen*, das passivische Reden von Gott und die autoritative, endgültige Geltung beanspruchende Formulierung « ich aber sage euch » zählt. Außerdem alles, was den Kreuzestod Jesu verständlich macht. So ist der heutige Exeget methodisch nicht so arm wie der gläubige Schüler Bultmanns noch vor wenigen Jahren.

In der konkreten Exegese von Mt 11,2-6 par bringt Kümmel diese Gesichtspunkte zur Anwendung und ist der Ansicht, daß man nicht gezwungen sei, den historischen Charakter der Komposition zu bestreiten. Obwohl die Gründe des Autors sicherlich zu berücksichtigen sind, scheinen dem Rezensenten aber noch nicht alle einschlägigen Fragen befriedigend beantwortet zu sein.

Zu den exegetischen Beiträgen des Bandes zählt eine Untersuchung der Weherufe über die Schriftgelehrten und Pharisäer Mt 23,13-36. Eine genaue Analyse der Adresse ergibt, « daß im Sinne des Matthäus nicht eigentlich die Pharisäer oder die Schriftgelehrten, sondern die Jesus ablehnenden Juden angegriffen werden » (31), weil der Evangelist gar nicht am historischen Sitz im Leben der Weherufe interessiert ist. Außerdem ist bei Lk « die ursprüngliche Aufteilung der Weherufe auf Pharisäer und Gesetzesgelehrte erhalten » (aaO.). Aus dem übrigen mt Gebrauch des Ausdrucks « Heuchler » ergibt sich, daß Mt seinen Gegnern vorwirft, daß « sie die wesentliche Forderung Gottes verkennen und trotz ihrer kasuistischen Sorgfalt nicht erfüllen (23,24.28) » (34). Man merkt es den weiteren Ausführungen Kümmels an, welche Schwierigkeiten er mit den Weherufen hat, von denen er einen Kern Jesus nicht bestreiten kann, wenn nach ihm « nur persönliche Glaubensentscheidung die Frage beantworten (kann), ob das Verhalten Jesu und sein dadurch hervorgerufenes Urteil über seine jüdischen Gegner berechtigt oder frevlerische Willkür war » (38). Hier scheint Kümmel ein Kriterium der Jesustradition zuwenig berücksichtigt zu haben, das er sonst im Gegensatz zu anderen als tragfähig bezeichnet, daß nämlich alle jene Elemente ernstzunehmen sind, die die Kreuzigung Jesu « verständlich » machen können (vgl. 192). Zu ergänzen wäre, daß auch alle jene Züge Beachtung finden müssen, die den vorausgehenden und sich steigernden Konflikt Jesu mit seinen Gegnern erklären können, ohne daß (zu) einseitig bloß die vor der römischen Behörde

wichtige politische Anklage im Blick sein dürfte. Noch weniger scheint der Sitz im Leben des Mt-Ev erfaßt zu sein, wenn der Autor von einer «Verteufelung der Gegner» und von «irrtümliche(r) Verzeichnung der Wirklichkeit» (38) durch die mt Komposition spricht. Wenn Kümmel im Namen einer «theologische(n) Sachkritik vom Zentrum des Neuen Testaments her die Angemessenheit und damit auch die den Christen verpflichtende Gültigkeit *dieser* neutestamentlichen Aussage bestreiten» möchte, so wird man den Verdacht nicht los, daß K. hier von seiner in mehreren Aufsätzen zutage tretenden Sicht bezüglich der Frage eines Kanons im Kanon und der Mitte des NT zu sehr beeinflusst ist und *sein* Urteil über die sich gegenseitig erläuternden Aussagen des NT stellt. Die mit einer gewissen, in diesem Punkt sich schädlich auswirkenden Lutherhörigkeit Kümmels verbundene Unterschätzung der Konfliktsituation des Mt-Redaktors scheint in Widerspruch zu stehen mit Signalen, die diesen Hintergrund dem Leser mehr als einmal vor Augen stellen. Man beachte, um nur einige Beispiele zu nennen, die Änderung der Adresse bei Mt 3,7, die die ganze Bußpredigt des Täufers (7-10) an Pharisäer und Sadduzäer richtet;¹ die wiederholte Charakterisierung bzw. Entlarvung der Adressaten als «γεννήματα ἐχιδνῶν» (3,7; 12,34; 23,33); die Darstellung der Dämonenaustreibungen und Heilungswunder Jesu als Produkte eines mit Beelzebul Verbündeten² als Verketzerung durch die der *Mt-Kirche gegenüberstehenden* Pharisäer oder die ganze, die erschreckende Schuld Israels hervorhebende redaktionelle Bearbeitung der Grundüberlieferung von Mt 22,1-10 durch den Evangelisten,³ die die gleiche Auseinandersetzung seiner Kirche mit dem ungläubig gebliebenen Teil der Juden widerspiegeln. Kümmel müßte wohl alle diese Stellen eliminieren, um seine Behauptung aufrecht erhalten zu können, falls er sie nicht besser berücksichtigt, um bei Mt 23 zu einem angemesseneren Verständnis zu kommen. Seine unter der unbewältigten Last Luthers allzustarke Unterstreichung unaufgebarter Gegensätze im NT scheint sich für seine Exegese der Weherufe nicht vorteilhaft ausgewirkt zu haben. Wenn K. schließlich meint, daß Röm 1,16 übersehen, d.h. die Über-

¹ Vgl. A. Fuchs, Intention und Adressaten der Bußpredigt des Täufers bei Mt 3,7-10, in: SNTU 1 (1976) 62-75.

² Vgl. A. Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern. Traditionsgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Mk 3,22-27 und Parallelen, verbunden mit der Rückfrage nach Jesus (SNTU B, 5), Linz 1980, 138f und passim.

³ Vgl. A. Vögtle, Die Einladung zum großen Gastmahl und zum königlichen Hochzeitsmahl, in: *ders.*, Das Evangelium und die Evangelien. Beiträge zur Evangelienforschung, Düsseldorf 1971, 171-218.

zeugung aufgegeben wird, daß der Glaube auch für den Juden eine rettende Kraft bedeute, so ist das wohl zu kurzichtig, weil es undifferenziert eine prinzipielle heilsgeschichtliche Möglichkeit mit individuellem, konkretem Verhalten identifiziert. Die rettende Kraft des Glaubens hätte es auch für die der Mt-Kirche gegenüberstehende Synagoge gegeben, wenn sie nur den entscheidenden Schritt dazu getan hätte. Nicht aus « Verrat an Jesu Gebot der Feindesliebe », wie Kümmel meint, läßt sich Mt zu seinen Äußerungen hinreißen, sondern aus Liebe zur Wahrheit macht er seiner Kirche deutlich, wie es mit der Synagoge seiner Zeit bestellt ist. Man unterschätzt die bedrängte Situation der Kirche und des Mt, wenn man ihn zum hemmungslosen Polemiker stempelt, der dabei den wesentlichen Kern des christlichen Glaubens vergessen hätte. Das unnachgiebige Drängen der jüdischen Führer und eines Teils des Volkes auf die Verhaftung und Hinrichtung Jesu, die Steinigung des Stephanus nach vorausgehender Hetze von seiten der Synagoge (Apg 6,8-15. 54-58), die von den Juden beifällig aufgenommene Hinrichtung des Jakobus (Apg 12,2f), die jüdische Polemik gegen Paulus, die Ausstoßung von Gemeindemitgliedern aus der Synagoge, die in der Redaktion des Joh-Ev wiederholt hervortritt, u.ä. sind die entferntere Illustration dafür, wie der jüdische Widerstand gegen das Messiasbekenntnis der Kirche aussah. Ob nicht in diesem Punkt auch Kümmel mit dem von ihm selbst in anderem Zusammenhang urgierten Standpunkt ernstmachen müßte, daß man dem Text nicht mit Skepsis begegnen darf, sondern ihm mit Sympathie gegenüberzutreten habe? Dazu wäre aber der Text des Mt, auch dieser, wohl zuerst zu *hören* statt zu kritisieren, selbst wenn es darauf hinausläuft, daß er ein Vorverständnis zunichte macht, das bei Kümmel tief verwurzelt, wenn auch nicht gerechtfertigt ist. Nach Meinung des Rezensenten kommen die « Angriffe » des Mt nicht aus übertriebener Polemik, sondern aus dem Bestreben, die katastrophale Entwicklung der Mehrheit seines Volkes zum Unglauben gegenüber dem Messias und seiner Verwerfung in ihren Wurzeln aufzudecken, wie jüngst auch D.E. Garland nachgewiesen hat. Die Blindheit der Führer (23,15), die im wesentlichen in der immer noch andauernden und zur Zeit nach 70 verschärften (Jabne) Ablehnung der Messianität Jesu und in Konsequenz auch der Kirche besteht und sie zu Prophetenmördern gemacht hat (23,32), zwingt Mt und seine Gemeinde zur Distanz von der Synagoge und den beharrlichen Irrtümern ihrer Führer. Die Herausstellung der irreführenden Propaganda der Synagoge erfolgt also nicht um der Polemik willen, sondern um den messianischen Anspruch Jesu zu *verteidigen* und die Gefolgschaft seiner Anhänger als gerechtfertigt zu erweisen, die gerade

wegen dieses jüdischen Unglaubens eine immer stärkere Trennung von der Synagoge *erzwingt*.

Mit dem Kommentar zum Neudruck der «Vorlesungen über neutestamentliche Theologie» von F.C. Baur erreicht die Diskussion wieder ruhigere Gewässer. Hier werden vor allem Hintergrund und Motive der Position Baur's durchleuchtet. Als sehr sorgfältig muß man die Abhandlung über die äußere und innere Reinheit des Menschen bei Jesus bezeichnen, die sich mit dem historischen Logion Mk 7,15 auseinandersetzt. Mit dem Hinweis darauf, «daß der Streit über die Tischgemeinschaft zwischen Judenchristen und Heidenchristen in der Urgemeinde unverständlich wäre, wenn man dort ein solches Jesuswort gekannt hätte» (117), das die mosaische Reinheitsvorschrift so grundsätzlich verwirft, glaubte man, dieses Logion besonders auf dem Hintergrund von Mt 5,18 Jesus absprechen zu müssen. Kümmel sichert die Priorität des Mk-Logions gegenüber der Mt-Fassung, und daß es ursprünglich isoliert überliefert wurde. Inhaltlich stellt das Wort die Thora und die Autorität des Moses in Frage, was in der Exegese gegensätzliche Äußerungen zur Historizität verursacht hat. K. diskutiert deshalb (wie in dem Artikel über die Antwort Jesu an Johannes den Täufer) die methodischen Kriterien zur Sicherung von Jesusüberlieferung und zieht das Verhalten Jesu heran, näherhln, «daß er sich nicht scheute, in den Häusern von Menschen zu verkehren und zu essen, bei denen es durchaus zweifelhaft sein mußte, daß die dort angebotene Nahrung kultisch rein war, und bei denen auch nicht sicher vorausgesetzt werden konnte, daß man sich nicht auf andere Weise verunreinigen konnte» (127f). Das fragliche Wort (geht) also «mit der größten hier möglichen Wahrscheinlichkeit auf Jesus selber zurück...» (129).

Mit dem Problem des historischen Jesus hat auch die Untersuchung vom Menschensohnwort Mk 8,38 par und Lk 12,8 par zu tun. Hier versucht K. unter allen sekundären Erweiterungen den Wortlaut des Mk-Logions (206) und der Q-Fassung (209) zu rekonstruieren, wobei viele gängige Meinungen auf der Strecke bleiben. Ähnliches gilt, wenn der Autor die Urfassung für Jesus beansprucht, wobei er auf das für Jesus wesentliche Bewußtsein hinweist, daß mit ihm die Gottesherrschaft gekommen sei und daß die Beziehung zu seiner Person über das eschatologische Heil oder Unheil entscheidet. Zusätzlich ergibt sich, daß Jesus entgegen Bultmann und seiner Anhängerschaft den Titel Menschensohn benützt hat und die von den Kerygma-Theologen behauptete Bedeutungslosigkeit des historischen Jesus für den Glauben auch von daher sich als unhaltbar erweist.

Den Abschluß des Bandes bildet eine Art Forschungsbericht, wie

die strittigen Kapitel Röm 9-11 in der gegenwärtigen Paulusinterpretation verstanden werden.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Kümmel mit diesen Arbeiten seiner wissenschaftlichen Akribie und Unermüdlichkeit und seinem Können selbst ein Denkmal gesetzt hat.

Linz

A. Fuchs

O. Kaiser (Hg), Gedenken an Rudolf Bultmann, Tübingen 1977 (Verlag J.C.B. Mohr), 70 Seiten, kart. DM 19,80

Der Herausgeber hat in dieser kleinen Schrift jene Reden zusammengestellt, die anlässlich des Ablebens R. Bultmanns bei der Gedenkfeier des Fachbereichs Evangelische Theologie der Universität Marburg gehalten wurden. Nach dem Gedenkwort von R. Zingel, der im Namen der Universität die Tätigkeit und Bedeutsamkeit Bultmanns als Universitätslehrer und für Marburg herausstreicht, findet sich die Stellungnahme der amtlichen Evangelischen Kirche zu Bultmann, die alle eigentlich brisanten Probleme der Thesen Bultmanns beiseite läßt und sich hauptsächlich der in den Bereich des Praktischen und der kirchenregimentlichen Handhabung gehenden Frage nach dem Verhältnis von Theologie und evangelischem Kirchenamt zuwendet. Aufschlußreich ist hier zu lesen, wie sehr sich Bultmann gegen eine kirchenamtliche Begutachtung theologischer Lehrstühle gewehrt hat und welche Rolle er der Theologie zuerkennt: «Die Theologie hat das Lehramt in der Kirche inne, und sie ist deshalb ihrerseits die Kontrollinstanz für das Kirchenregiment» (8). Man mag es mit der Situation einer Gedenkfeier in Zusammenhang bringen, obwohl das nicht alles erklärt, daß die maßlose Einseitigkeit Bultmanns, seine unhaltbaren philosophischen Axiome auf dem Gebiet der Entmythologisierung und der existentialen Interpretation, die die Grundtatsachen der Offenbarung in Frage stellen und in der Konsequenz glaubensgefährdend sind und auf die spätere Redner sehr wohl zu sprechen kommen, hier mit keiner Silbe zitiert werden. Es scheint jedenfalls, daß Bultmann mit seinen Radikalismen seine eigene Behauptung vom Charakter der Theologie als «Lehramt in der Kirche» und als «Kontrollinstanz für das Kirchenregiment» selbst am intensivsten und wirkungsvollsten in Frage gestellt und untergraben hat.

Wenn man die kurzen Worte K. Rahners für den Orden Pour Le Mérite übergeht, bringt E. Dinkler mit seinen «Bemerkungen zum wissenschaftlichen Werk Rudolf Bultmanns» wieder sachlich wichtigere Information, obwohl nicht zu übersehen ist, daß ein Schüler Bultmanns, der dessen Bedeutung ein wenig überschätzt,

und von protestantischem Blickwinkel aus schreibt. Zur Sprache kommen neben anderem B.s Programm der Entmythologisierung und sein Versuch der Neuauslegung des NT mit Hilfe der existentialen Interpretation, historische Details wie etwa das von K. Barth vorgeschlagene Ketzerverfahren gegen Bultmann oder die Angst vor philosophischer Verfremdung der christlichen Glaubensaussagen und auch der positive Beitrag Bultmanns als Wegbahner für Erkenntnisse, die inzwischen schon Allgemeingut geworden sind.

Der wichtigste Artikel « Im Kampf um die Möglichkeit des Glaubens » stammt von H. Jonas, ebenfalls einem Schüler des Geehrten, und bringt « Erinnerungen an Rudolf Bultmann und Betrachtungen zum philosophischen Aspekt seines Werkes », wobei die seinerzeitige Rede für den Druck stark erweitert ist. Sachkundig kommt das Anliegen zur Sprache, das Bultmann mit der Entmythologisierung glaubte verfolgen zu müssen, nämlich den Sinngehalt des NT dem modernen Menschen zugänglich zu machen und ihm alle mythologischen Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die die mit dem überholten Weltbild der Antike verhafteten Aussagen der Bibel dem heutigen Menschen bieten. Es wird aber auch erkennbar — und einem jüdischen Philosophen werden Anhänger Bultmanns diese Kritik eher abnehmen —, wie sehr das ganze Unternehmen Bultmanns selbst zutiefst weltbildverhaftet war, diesmal der naturwissenschaftlichen Metaphysik (60) des 19. Jahrhunderts, die in der angeblich geschlossenen Naturkausalität keinen Platz und keine Möglichkeit für ein übernatürliches Eingreifen Gottes, für Wunder und für Offenbarung sah. Jonas macht deutlich, daß diese für Bultmann fundamentale Voraussetzung der Undurchdringlichkeit der weltlichen Kausalität nichts ist als ein nicht bewiesenes und unbeweisbares « Dogma », das Bultmann in seinem wichtigsten Anliegen zum Fallstrick geworden ist, und damit — Ironie der Geschichte — gerade einem, « der in der Anwendung voraussetzungsloser wissenschaftlicher Methoden bei der Auslegung des Neuen Testaments so weit ging wie kaum ein anderer », wie es Zingel im ersten Aufsatz formuliert (3).

Insgesamt gestatten die Gedenkreden einen guten Überblick über das Werk des großen Marburgers, wenn sie auch den Stempel des Persönlichen, manchmal des allzu Persönlichen, nicht vermeiden. Ein Bultmann nicht so nahestehender Leser wird die Frage nicht unterdrücken können, ob man von « unerbittliche(r) Wahrhaftigkeit » (16) und einem « ständigen Beispiel der Besonnenheit » (42) reden kann oder ob es sich dabei um unüberlegte Phrasen handelt, wenn man bedenkt, wieviel bei Bultmann falsch und unvertretbar ist, gerade an zentralsten Punkten. Es soll nichts an den unzweifelhaften

Verdiensten Bultmanns geschmälert werden, aber es wird doch gut sein, anschließend an diesen Sammelband z.B. J. Jeremias, « Das Problem des historischen Jesus », in: *ders.*, Jesus und seine Botschaft, Stuttgart 1976, 5-19 zu lesen, um zu einem distanzierteren Urteil zu kommen. « Bultmann hat ... gewarnt vor dem unkontrollierten Nachsprechen von Begriffen und Vorstellungen, die der Vergangenheit angehören », schreibt Vellmer (9) über den Genannten; dieser hat wohl nicht gemeint, daß es in so hohem Maß für seine eigenen Thesen Geltung hat.

Linz

A. Fuchs

D. Lührmann-G. Strecker (Hgg), Kirche (= Fs. G. Bornkamm), Tübingen 1980 (Verlag J.C.B. Mohr), IX+525 Seiten, geb. DM 198,-

27 Autoren aus drei Kontinenten, Schüler, Doktoranden, Habilitanden und Nachfolger, wie das Vorwort verrät, haben sich zusammengetan, um G. Bornkamm zum 75. Geburtstag zu ehren. Vielfalt kennzeichnet also die Verfasser, fast notwendig auch die Beiträge. Sie umgreifen das AT (3), Mk (2), ein synoptisches Thema, Joh (3), Briefe (8), Apk (2), Biblisch-Thematisches und Peripheres. Daß eine Würdigung des Jubilars den Arbeiten vorausgeht und seine Bibliographie folgt, ist man bei Festschriften gewohnt.

Schwierig wird es, über den Inhalt gleichmäßig zu berichten, wenn nicht, vom subjektiven Standpunkt des Rezensenten aus gesehen, weniger Wichtiges oder Bedeutungsloses ebensoviel Platz einnehmen soll wie Aufschlußreiches und Gründliches. Unter dieser Voraussetzung sei folgendes genannt.

Nach den atl. Themen eröffnet H.J. Held mit kursorischen Gedanken zum Mk-Ev den ntl. Teil. K.P. Donfried möchte den Leser für die Auffassung gewinnen, daß Mk eine wahrscheinlich aus der mündlichen Überlieferung stammende « Brotvermehrungsgeschichte » (Mk 8,1-10) verdoppelt (Mk 6,30-45) und beide stark redaktionell bearbeitet hat. Von H.-W. Kuhn wird eine zweifache Art von Nachfolge unterschieden, die von einzelnen Berufenen in älteren Texten, die Aufforderung an alle in jüngeren. Dementsprechend sind die Nachfolgegeschichten ursprünglich nicht paradigmatisch, die Form des Jüngerkreises hat Jesus unmittelbar von Johannes dem Täufer übernommen. Ein Zwölferkollegium scheidet nach Kuhn — im Gegensatz zu Bornkamm — für den historischen Jesus aus. Dieses hat erst Petrus nach Ostern « aus Mit-Jüngern als Repräsentanten des eschatologischen Israel » (131) geschaffen, woraus dann die Urgemeinde entstand. « Daneben gab es ... aus ehemaligen Jüngern

des irdischen Jesus und in direkter historischer Kontinuität zu diesem Kreis Wandercharismatiker » (aaO.). Die wesentliche Unterscheidung liegt also nicht in vor- und nachösterlicher Nachfolge, vielmehr ist *nach* Ostern eine mit ihren Wurzeln in die vorösterliche Zeit zurückreichende Einzelnachfolge von der erst nach Ostern möglichen Nachfolge aller auseinanderzuhalten.

Mitten in die Probleme des vierten Evangeliums gerät man mit dem Aufsatz von A. Lindemann zu « Gemeinde und Welt im Johannesevangelium ». Nach L. ist die Tätigkeit der Gemeinde auf die Welt bezogen, der sie Jesus als den von Gott gesandten Offenbarer zu verkünden hat. H. Thyen widmet sich in seiner Analyse des Hintergrundes von Joh 4,22 dem zwiespältigen Verhältnis des Joh-Ev zum Judentum. Der Satz des Prologs (1,11) « Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf » wird von ihm auf das ungläubig gebliebene Judentum Judäas und Jerusalems bezogen (171.178) und 4,22 als das Bekenntnis der judenchristlichen Minderheit gegen die Anfeindungen und Verfolgungen des Jabne-Judentums verstanden. Im dritten joh. Beitrag von U. Wilckens, der sich mit dem Verhältnis Kirche und Paraklet befaßt, wird dieser « als das Licht, das von der Doxa des Erhöhten aus auf die Geschichte der Sendung Jesu fällt » (193) interpretiert, während der « Lieblingsjünger » die Gemeinde repräsentiere (203).

Von den Beiträgen zur Briefliteratur behandelt W. Schrage Röm 6,5, W.H. Ollrog die Abfassungsverhältnisse von Röm 16, wobei er zu dem « eindeutigen Schluß » kommt: « Röm 16 ist das reguläre Schlußkapitel des Röm » (243), in dem nur 16,17-20 und 16,25-27 spätere, unpaulinische Einschübe bilden. Im Artikel von R.L. Jeske zur Ekklesiologie von 1 Kor 10 wird man u.a. auf den atl.-jüdischen und rabbinischen Hintergrund aufmerksam gemacht. Als Voraussetzung für « die Eignung des Verkündigers in 2 Kor 2,14-3,6 » stellt sich in der Abhandlung von G. Barth heraus, daß jemand von Gott zum Diener des neuen Bundes gemacht wird (267). Von D. Lührmann und F. Hahn stammen zwei Beiträge zur Frage der Abendmahlsgemeinschaft bzw. zum urchristlichen Herrenmahl, die beide aus der Natur der Sache einen ökumenischen Aspekt besitzen. H. Köster arbeitet ein verschiedenes Verhältnis von Apostel und Gemeinde im 1 und 2 Thess heraus. Nur im 2 Thess steht der Apostel der Gemeinde als Amtsträger gegenüber (288.295). Anders als in echten Paulusbriefen wird nach H. Löwe im Kol « im Rückblick auf den nicht mehr lebenden Paulus seine Stellung als Apostel in seiner fundamentalen und bleibenden Bedeutung für die spätere Kirche angezeigt » (313), er wird « als Autorität in Sachen der Lehre und Vorbild in Sachen christlichen Lebens beschworen » (314).

Die Beschaffenheit der Gemeinde im Joh-Ev hat C. Burchard zum Thema, A. Satake geht dem Verhältnis von Kirche und feindlicher Welt in der Apk nach. Er kommt zu dem Urteil, daß diese Kirche mit bevorstehenden Verfolgungen rechnen muß, in der eigenen Mitte Probleme hat, aber die Treue Gottes auf ihrer Seite weiß (349). Der zweite Beitrag zur Apk von D. Georgi kreist um die Vision vom himmlischen Jerusalem (Apk 21f). Auch er sieht die Kirche als «bedrängte und verängstigte winzige Minderheit von Glaubenden» (352), der das Heil der Zukunft der hellenistischen Kultur entsprechend unter dem Bild der Stadt verheißen wird. Umfassende Überlegungen zur Methode des Erschließens von «Gegnern» in ntl. Texten legt K. Berger vor, während sich E. Lohse ethischen Fragen zuwendet, ähnlich wie H.-E. Tödt, für den aber nicht das NT, sondern Bonhoeffer im Vordergrund steht. Mit G. Strecker haben die bibeltheologischen Konzeptionen von H. Gese und P. Stuhlmacher einen kompetenten Gesprächspartner gefunden. Schließlich wenden sich D. Rössler und K. Wegenast mehr praktischen Fragen der Kirche zu, bis daß ein Beitrag von R. Morgan zur Bedeutung des Werkes von G. Bornkamm für die englische Exegese und Theologie den Band beschließt. Hier wird dem kontinentalen Leser u.a. bewußt gemacht, wenn es ihm nicht auch sonst schon bekannt war, daß Bultmann weder positiv noch negativ in England großen Einfluß besaß, bevor er, gemäßigt und spät, durch das Jesusbuch Bornkamms einigermaßen verständlich oder «erträglich» wurde.

Insgesamt legt man die Festschrift mit Gewinn aus der Hand, ein würdiges Zeugnis der Schüler für ihren Lehrer.

Linz

A. Fuchs

Kirche und Bibel (= Fs. E. Schick), Paderborn-München-Wien-Zürich 1979 (Verlag F. Schöningh), 502 Seiten, geb. DM 58,-

Zum 50. Jahrestag seiner Priesterweihe hat die Phil.-Theol. Hochschule Fulda ihrem ehemaligen Professor und jetzigen Großkanzler eine umfangreiche Festschrift gewidmet, die die beiden Schwerpunkte der Tätigkeit des Jubilars — Kirche und Bibel — zum Ausdruck bringen soll und die dazu 26 Beiträge aus verschiedenen Gebieten vor allem der Theologie, des Kirchenrechts, der Lokalgeschichte, der Psychologie u.ä. sammelt. Naturgemäß können hier nur die ntl. Beiträge berücksichtigt werden, und auch die zum Teil nur schwerpunktmäßig, um die Rezension nicht zu sehr anschwellen zu lassen.

Zu Beginn behandelt O. Böcher die Bedeutung der Edelsteine

in Apk 21, mit dem Resultat, daß es um « Metaphern der antik-jüdischen Vorstellungswelt » (32) geht, die in bildhafter Weise dem judenchristlichen Denken über Kirche und Eschatologie Anschauung verleihen sollen. Ebenfalls der Apk (17,9) gewidmet ist die Untersuchung von S. Garofalo, der die lateinischen Zeugnisse für Rom als Siebenhügelstadt zusammenstellt. F. Hahn bringt Überlegungen zum Aufbau der Johannesoffenbarung und unterstreicht als diesbezüglich « entscheidend wichtig, daß zwischen traditionell geprägten Abschnitten mit weitgehend vorgegebenem Material und der Komposition des Propheten Johannes unterschieden wird » (146). Er kommt auf diesem Weg zu einer Gliederung in zwei Blöcke, 1,9-3,20 und 4,1-22,5, die von 1,1-3.4-8 und 22,6-21 umrahmt sind. Mit Interesse liest man auch den Beitrag von O. Knoch zur ökumenischen Geschichte der Einheitsübersetzung des NT, wobei man heute, wenige Jahre nach Abschluß des Unternehmens, erstaunt ist über die Schwierigkeiten, die es auf dem Weg dazu von verschiedenen Seiten gab, und zugleich sich erst bewußt wird, wie selbstverständlich heute das damals mühsam und intensiv Er kämpfte geworden ist. Auf das Amt des Jubilars bezogen ist der Artikel E. Lohses zu « Episkopus in den Pastoralbriefen ». Der Autor führt Episkopen und Diakone auf hellenistischen Ursprung zurück, das Ältestenamt auf jüdische Institutionen; in den Pastoralbriefen sind beide miteinander verbunden, die Grenzen sind noch fließend, doch « beginnt sich ... bereits abzuzeichnen, daß der ἐπίσκοπος die entscheidende Verantwortung für die Leitung der Gemeinde zu tragen hat » (230). Mit dem Artikel G. Materns zum Phänomen der Gnosis und ihrer Bedeutung und Gefahr für die Kirche begegnet man einer der informativsten exegetischen Abhandlungen der Festschrift. Der Verfasser geht dem Problem der vorchristlichen Entstehung der Gnosis nach und sucht die religiöse Frage der damaligen Zeit auf dem Hintergrund des Synkretismus verständlich zu machen. Dabei wird das Wesen der Gnosis als Streben nach religionsphilosophischer Erkenntnis im radikalen Gegensatz zum christlichen Glauben, der Erlösung nicht von sich, sondern von außen erwartet, klar herausgestellt. Nach den allgemeinen, grundlegenden Erläuterungen wird von M. der Zusammenstoß zwischen Gnostizismus und Christentum bei Paulus und Johannes dargelegt, von wo aus sich der Blick auch noch in die Entwicklung der Kirche des 2. Jh. mit der immer stärker werdenden Abgrenzung von der Gnosis und ihrer Zurückweisung weitet. Da somit bei aller Kürze sowohl ein Einblick in das Wesen wie in die Geschichte der Gnosis, soweit sie die Kirche betrifft, geboten wird, eignet sich dieser Artikel auch bestens als erste Einführung für Theologen in dieses Problem. Über wesentliche

Aufgaben des Priesters nach der Heiligen Schrift handelt H. Reinelt, während P.W. Scheele biblische und theologische Implikationen von Lk 1,26-38 ans Licht bringt. Erwartungsgemäß gehaltvoll ist das Kapitel «Das Skandalon eines gekreuzigten Messias und seine Überwindung mit Hilfe der geprägten Vorstellung vom leidenden Gerechten» von L. Ruppert. Entgegen einer verbreiteten Ansicht ist nicht so sehr das Modell vom leidenden Gottesknecht (Jes 53), sondern die Vorstellung vom leidenden und, was in der Forschung weithin unbeachtet geblieben ist, verherrlichten Gerechten für die Urkirche die Voraussetzung, um das Skandalon des gekreuzigten Messias zu überwinden. Verstärkt wird diese Möglichkeit durch die Tatsache, daß «der Gerechte» (ὁ δίκαιος) allem Anschein nach ein messianischer Titel für Jesus in der Urgemeinde war und daß dieser selbst sein Schicksal in dieser Weise gesehen haben dürfte. Diese letztere Behauptung wird von R. vorbereitet und in ihrer Glaubwürdigkeit nachgewiesen durch einen sehr instruktiven Überblick über die Entwicklung der Vorstellung vom leidenden und gerechtfertigten Gerechten im AT. Der Autor kann auch in den Qumran-Schriften die Vorstellung von der Bedrängnis «als gottgewollte(r) Durchgangsstation der Gerechten zur eschatologischen Errettung» (333) feststellen; noch bedeutsamer ist aber das Auftreten dieses Gedankens in Weish 2,12-20; 5,1-7; 4 Esr und syrBar, wodurch die Lebendigkeit dieses Glaubens in der ntl. Zeit evident ist. Nach R. läßt sich den — nachösterlich überformten — Logien vom leidenden Menschensohn entnehmen, daß Jesus selbst mit einem analogen Schicksal gerechnet hat. — Dem Problem des Verhältnisses von Bibel und Kirche, das teilweise in das Gebiet der Fundamentaltheologie und Dogmatik reicht, geht Ph. Schäfer nach, wobei vor allem die seit dem Trienter Konzil und dem Vaticanum II aktuellen Fragen zur Sprache kommen. Um die Wiedergabe eines Rundfunkvortrags geht es beim Artikel von K.H. Schelkle zur Auferstehung Jesu. Bei aller Kürze versteht es der Autor, die Eigenart der Ostererscheinungen als Offenbarungsgeschehen hervorzuheben, ihre kirchenstiftende Funktion erkennbar zu machen und die Wichtigkeit ihrer Beziehung zum Tod Jesu und den vorösterlichen Ereignissen aufzudecken. Die Historizität des leeren Grabes Jesu wird vertreten und der Unterschied zwischen historischer Bezeugung der Erscheinungen und ihrem über das Historische hinausgehenden Inhalt mit wenigen Zeilen verdeutlicht. Im ganzen bringt der Vortrag in knappster Form und vorbildlicher Klarheit die wichtigsten Punkte der Osterverkündigung ans Licht. Auf hermeneutische Probleme geht J. Schildenberger ein (Vertauschung der Aussage über Zeichen und Bezeichnetes), während H. Schürmann «Marginalien zur

Frage nach der Institutionalität, Unauflösbarkeit und Sakramentalität der Ehe» beisteuert. Eine kurze Biographie und bibliographische Daten beschließen den Band, der durch die Vielfalt seiner Abhandlungen und die Qualität der Diskussion eine würdige Festgabe für den Jubilar darstellt.

Linz

A. Fuchs

O. Betz-K. Haacker-M. Hengel (Hgg), *Josephus-Studien. Untersuchungen zu Josephus, dem antiken Judentum und dem Neuen Testament* (= Fs. O. Michel), Göttingen 1974 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 414 Seiten, geb. DM 96,-

O. Michel wurde 1946 Universitätsprofessor und 1957 Direktor des Institutum Judaicum in Tübingen. Wie die Bibliographie der Schriften des Jubilars in der Festschrift zum 60. Geburtstag «Abraham unser Vater» (484-497) und in der vorliegenden (370-373) ausweist, hat der Geehrte ein wissenschaftlich äußerst fruchtbares Wirken entfaltet. In den letzten beiden Jahrzehnten hat O. Michel das Werk des Flavius Josephus zu einem Schwerpunkt seiner Forschung gemacht. Es ist daher verständlich, daß seine Freunde und Schüler ihm zum Jubiläum ein Gebinde von «Josephus-Studien» offerieren. Für einzelne Aufsätze interessiert sich bald der Alttestamentler, bald der Neutestamentler; interessant sind sie alle: E. Bammel, *Zum Testimonium Flavianum* (9-22); O. Betz, *Das Problem des Wunders bei Flavius Josephus im Vergleich zum Wunderproblem bei den Rabbinen und im Johannesevangelium* (23-44); M. Black, *Judas of Galilee and Josephus's «Fourth Philosophy»* (45-54); O. Böcher, *Die heilige Stadt im Völkerkrieg. Wandlungen eines apokalyptischen Schemas* (55-76); C. Burchard, *Zur Nebenüberlieferung von Josephus' Bericht über die Essener Bell 2,119-161 bei Hippolyt, Porphyrius, Josippus, Niketas Choniates und anderen* (77-96); C. Colpe, *Die Arsakiden bei Josephus* (97-108); G. Delling, *Die biblische Prophetie bei Josephus* (109-121); D. Flusser, *Der lateinische Josephus und der hebräische Josippon* (122-132); W. Grimm, *Die Preisgabe eines Menschen zur Rettung des Volkes. Priesterliche Tradition bei Johannes und Josephus* (133-146); K. Haacker-P. Schäfer, *Nachbiblische Traditionen vom Tod des Mose* (147-174); M. Hengel, *Zeloten und Sikarier. Zur Frage der Einheit und Vielfalt der jüdischen Befreiungsbewegung 6-74 n. Chr.* (175-196); J. Jervell, *Imagines und Imago Dei. Aus der Genesis-Exegese des Josephus* (197-204); M. de Jonge, *Josephus und die Zukunftserwartungen seines Volkes* (205-219); E. Kamlah, *Frömmigkeit und Tugend. Die Gesetzesapologie des Josephus in c Ap 2,145-295*

(220-232); J.C.H. Lebram, *Der Idealstaat der Juden* (233-253); H. Lindner, *Eine offene Frage zur Auslegung des Bellum-Proömiums* (254-259); G. Maier, *Die jüdischen Lehrer bei Josephus. Einige Beobachtungen* (260-272); R. Mayer-C. Möller, *Josephus - Politiker und Prophet* (273-284); R. Meyer, *Bemerkungen zum literargeschichtlichen Hintergrund der Kanontheorie des Josephus* (285-299); A. Schalit, *Der Schauplatz des letzten Kampfes zwischen den aufständischen Pharisäern und Alexander Jannäus* (Ant 13,379f.; Bell 1,96) (300-318); G. Stählin, *Das Schicksal im Neuen Testament und bei Josephus* (319-343); A. Strobel, *Die Südmauer Jerusalems zur Zeit Jesu* (Jos Bell 5,142ff.). *Neue Grabungsergebnisse kritisch betrachtet* (344-361); W.C. van Unnik, *Eine merkwürdige liturgische Aussage bei Josephus* (Jos Ant 8,111-113) (362-369). Den Abschluß bilden die von K. Haacker angefertigte Bibliographie der Schriften O. Michels von 1963-1973 und das Register, hergestellt von D. Haacker (374-414). Letzteres, unterteilt in Stellenregister, Namen- und Sachregister, Autorenregister, macht aus den Beiträgen quasi eine Einheit und das Buch doppelt wertvoll.

Wenn die einzelnen Beiträge zuerst die Wissenschaftler interessieren werden, so könnte ich mir doch gut vorstellen, daß auch in der Pastoral Tätige das Buch mit großem Nutzen lesen. Denn bekanntlich ist Aussage der Heiligen Schrift, was die Hagiographen, die Kinder ihrer Zeit sind, mitteilen wollten. Für die neutestamentliche Zeitgeschichte ist aber Flavius Josephus der wichtigste Zeuge.

St. Pölten

H. Wurz

- A. Schlatter, *Rückblick auf meine Lebensarbeit*, Stuttgart ²1977 (Calwer Verlag), 272 Seiten, kart. DM 14,80; *ders.*, *Kennen wir Jesus? Ein Gang durch ein Jahr im Gespräch mit Ihm. Mit einem Geleitwort von H. Stroh*, Stuttgart ⁴1980 (Calwer Verlag), 528 Seiten, geb. DM 24,-

Aus Anlaß des 125. Geburtstags von A. Schlatter (1852-1938), zu dem auch « Die Geschichte des Christus », « Die Theologie der Apostel » und « Das christliche Dogma » neu erschienen sind, wurde vom gleichen Verlag auch der vom Autor selbst stammende Rückblick auf sein Leben und Werk neu herausgegeben, mit einem Nachwort von K.H. Rengstorff, der Schlatter aus jahrelanger engster Verbindung gut kannte und schätzte. Es handelt sich um Memoiren, die nicht nur zutiefst persönliche Bekenntnisse und Überzeugungen zum Ausdruck bringen, sondern die auch ein gutes Stück protestantischer Theologiegeschichte und Kirchenpolitik des vergangenen

und der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts umfassen. Als Leser kommen sicher nicht nur Dogmatiker und Exegeten als Vertreter jener theologischen Disziplinen in Betracht, die Schlatter über 100 Semester hindurch in Bern, Greifswald, Berlin und Tübingen vertrat, sondern auch all jene, die an einem christlichen Leben als Zeugnis eines lebendigen Glaubens interessiert sind. Seite für Seite bestätigt sich, was das Nachwort als Begründung und Sinn seiner «Autobiographie» festhält: «Wo immer er von sich, von seinem langen Lebensweg und von seiner weitreichenden Arbeit im Hörsaal, auf der Kanzel und wo auch immer erzählt, berichtet er letztlich nicht über sich selbst, sondern über die Spuren des Wirkens der Hände Gottes, wie er es an sich selbst erfahren hatte und hinsichtlich der Welt um ihn» (265). Vor den Augen des Lesers läuft ein Leben ab, das zutiefst von reformierter Tradition und Pietismus geprägt ist, was Schlatter nicht nur persönlich formt, sondern auch für seine verschiedenen Berufungen maßgeblich war. Man erfährt vom starken Einfluß, den sein Gymnasiallehrer Misteli für seine spätere wissenschaftliche Einstellung gewann, von den Gefahren der liberalen, glaubensgefährdenden Theologie seiner Zeit und den Schwierigkeiten zu Beginn seiner akademischen Tätigkeit an der Theologischen Fakultät Bern, die Schlatter «für einen Pietisten erklärte, den sein Bibelglaube für die wissenschaftliche Arbeit untüchtig mache» (79), während er von der eigenen Seite als zu bibelkritisch verdächtigt wurde. Man begleitet den Autor, wie er 1886 seine «Erläuterungen zum Neuen Testament» beginnt, die aus praktischer Bibelarbeit erwachsen und von denen 1914 der «Theologische Jahresbericht» schreibt, daß Schlatters «Betrachtungen meist den Text nicht erklären, weil sie seine geschichtliche Grundlage nicht genügend berücksichtigen und im Stil und Gedankengang zu schwerfällig sind» (123), während sie in jüngster Zeit sogar neu gedruckt wurden. Die weiteren Seiten berichten vom Weg Schlatters nach Greifswald, wohin er von Cremer berufen wird in der Absicht, «zu verhüten, daß die Ritschlsche Gruppe die Herrschaft über die Kirche und die Fakultäten ausschließlich in ihre Hand bringe» (140), und hier von seinen Studien zu Josephus, zur jüdischen Geschichte und von seiner Palästinareise 1891, die als Ertrag die von Schürer völlig abgelehnte Studie «Zur Topographie und Geschichte Palästinas» bringt. Man folgt Schlatter mit Interesse nach Berlin, wohin ihn eine kirchenpolitische und ministerielle Entscheidung in dem von Harnack ausgelösten Streit um das Apostolicum beruft und wo Schlatter seine Position selbst mit den Worten beschreibt, daß er der Fakultät «als Ordinarius gegen ihren Willen zugeteilt war» (164). Da B. Weiß eine «Beteiligung am neutesta-

mentlichen Unterricht nicht wünschte » (165) und als Einschränkung seiner Domäne zurückwies, ergab sich, daß Sch. « im Hauptamt Dogmatiker war und abwechselnd mit Julius Kaftan und Pfeleiderer Dogmatik und Ethik las » (167), wobei Kaftan das Verhältnis zu Sch. mit den Worten charakterisierte: « Zwischen uns steht fest, daß alles, was der eine sagt, dem anderen als Unsinn erscheinen muß » (181). Die Ablehnung einer Replik auf Schürers Angriffe durch die « Studien und Kritiken » war eines der auslösenden Elemente, die 1896 zur Gründung der « Beiträge zur Förderung christlicher Theologie » führten, eine Publikation, die zum Ziel hatte, « den restaurierenden Konfessionalismus » abzulehnen und sich zu distanzieren « von einer angeblich neutralen, in Wahrheit beständig polemischen 'Religionswissenschaft', die das Christentum durch den Nachweis des psychischen und historischen Kausalgeflechts, durch das es wird, überwältigen will » (171).

Noch ein drittes Mal sind es kirchenpolitische Gründe, die zu einer Berufung Schlatters, diesmal nach Tübingen, führen. Hier ist Sch. der erste Neutestamentler, « weil die Dogmatiker und die Kirchenhistoriker den neutestamentlichen Unterricht bisher unter sich verteilt hatten » (194). In die 40 Jahre seiner Tätigkeit in Tübingen fällt auch der Höhepunkt seines Schaffens, in deren erstem Abschnitt er u.a. eine Geschichte Israels, eine zweibändige Theologie des NT, eine Dogmatik, eine Ethik und eine Geschichte der ersten Christenheit verfaßt. Sch. bedauert die Leere der philosophischen Semester der Studenten von Tübingen und kritisiert als einer der wenigen die Mängel des Stiftsbetriebs. Die Vollendung des 70. Geburtstags bringt die Freiheit von der Pflicht zu Vorlesungen, die Sch. aber noch acht Jahre weiterführt, um dem Einfluß seines Nachfolgers W. Heitmüller aus der religionsgeschichtlichen Schule entgegenzuwirken. Knapp vor dem Rückzug aus dem Lehramt (1930) beginnt die Zeit der Veröffentlichung der großen wissenschaftlichen Kommentare zu den Evangelien, Röm, Kor, Jak, Past und anderen, jedes Jahr ein Band oder mehr. Schließlich folgen Predigtsammlungen und Praktisches, zuletzt mit 85 Jahren der Meditationsband « Kennen wir Jesus ».

Es ist beeindruckend, wie sehr bei Schlatter die Arbeit zum Glaubenszeugnis geworden ist und die Wissenschaft im Dienst der Verkündigung steht, sodaß ihn sein Leben und Werk wahrhaft zum Lehrer der Kirche machen, wie es das Nachwort zutreffend ausspricht.

Linz

A. Fuchs

E. Schillebeeckx, Christus und die Christen. Die Geschichte einer neuen Lebenspraxis, Freiburg-Basel-Wien 1977 (Verlag Herder), 895 Seiten, geb. DM 98,-

Es ist vorweg zu bemerken, daß dem an der Universität Nijmegen lehrenden Theologen Edward Schillebeeckx der Erasmuspreis 1982 der niederländischen Stiftung « Praemium Erasmianum » zuerkannt wurde, weil sein theologisches Werk und dessen Auswirkungen als eine Bestätigung der klassischen Werte der europäischen Kultur und als Beitrag zur kritischen Selbstuntersuchung dieser Kultur geschätzt werden, als Bücher, die aus einem starken Gefühl der Verantwortung für das geistige Leben seiner Zeitgenossen entstanden sind.

S. hat eine Trilogie konzipiert, von der (nach dem Buch: « Jezus. Het verhaal van en levende » - « Jesus. Die Geschichte eines Lebenden ») hiemit der 2. Band « Gerechtigheid en liefde. Genade en bevrijding » mit dem die Sache nicht ganz treffenden deutschen Titel « Christus und die Christen. Die Geschichte einer neuen Lebenspraxis » vorliegt und besprochen werden soll. Man muß dazu wissen, daß inzwischen auch ein kleines Werk « Tussentijds verhaal over twee Jezus boeken » (= Zwischenbericht über zwei Jesusbücher) erschienen ist, von dem S. in einem Brief an die Kongregation der Glaubenslehre schreibt: « In diesem Büchlein habe ich einige dunkle oder umstrittene Abschnitte meines Buches über Jesus Christus näher geklärt ». In den Gesprächen mit Vertretern dieser Kongregation vom 13. bis 15.12.1979 hat S. Präzisierungen und auch Richtigstellungen gemacht.

Das alles sind Zeichen, daß man in der Beurteilung sehr vorsichtig sein muß: Was nämlich vielleicht in den bisherigen Büchern der Trilogie einseitig oder verkürzt erscheinen mag, ist vielleicht auf den 3. Band aufgespart und erscheint dort möglicherweise in vollem und ganz neuem Licht. Es ist sehr vieles offen. Auf jeden Fall muß man das Buch von vornherein als das Werk eines sehr lebendigen Geistes sehen, der die Menschen, die sich am Rande der Kirche und des Glaubens befinden, mit viel Einfühlung und behutsam an die Person Jesu heranführen will, der dabei bereit ist, jederzeit der besseren Erkenntnis Platz zu machen und der diese Einstellung auch auf seine Leser zu übertragen imstande ist.

« Jede Theologie ist zeit- und situationsbedingt » schreibt er S. 630. Mag es dabei ein Mehr oder Weniger geben, für dieses Werk gilt es sicher besonders: Wollte man es anders lesen, als auf dem Hintergrund des geistigen Ringens um den Menschen (in den Glaubensnöten der Niederlande um 1977, die im übrigen nicht auf diese

Jahre und dieses Land beschränkt sind), liefe man Gefahr, den Absichten des Autors grob Unrecht zu tun.

Im 1. Teil (ca. 70 Seiten) «Die Autorität neuer Erfahrungen und die Autorität des Neuen Testaments» geht es um eine Einführung zu Methodenfragen. Das Anliegen ist, gerade in Sachen des Glaubens spüren zu lassen, daß es um Wirklichkeit geht, um erfahrene und erfahrbare Wirklichkeit, um die vieldimensionale und sehr stark ineinander verwobene Wirklichkeit des Wirkens Gottes und der Menschen.

Der 2. Teil «Neutestamentliche Theologie der Gnadenerfahrung» ist eine Hinführung des modernen Menschen zu den reichen Erfahrungen des Gnadenwirkens Gottes, wie sie durch die verschiedenen Bücher des NT reflektiert werden. Da der Tenach wichtigster Interpretationsrahmen des NT ist, beginnt S. mit einem Kapitel über den Gnadenbegriff im AT: Chanan und Cheen, Chesed und Emeth. (Hinter der Sachlichkeit ist äußerst diskret die persönliche Ehrfurcht, Dankbarkeit und Freude des Autors wie ein ruhiger Atem vernehmbar. So bleibt es das ganze Buch hindurch). Es folgen Hinweise über frühjüdische Reinterpretationen innerhalb des hellenistischen Charis-Begriffes.

Dann führt S. in über 300 Seiten vorsichtig an die großen ntl. Traditionsblöcke heran. Sehr sublim wird das historisch Gewordene auf die zugrunde liegenden Probleme und Erfahrungen befragt und zugleich thematisch geordnet: Theologische Gnadentheorie des Paulus (vor allem im Zusammenhang mit Röm) - Paulinismus außerhalb der echten Paulusbriefe: Neuinterpretationen (Kol, Eph) - Leiden für andere, Zukunft einer besseren Welt (1 Petr, Hebr) - Sich stabilisierende Kirchen sprechen von Heil in Jesus (Past, Jud, 2 Petr) - Jesus, der Zeuge von «Gott ist Liebe» (der Johanneismus) - Christus, der Zeuge von «Gott ist gerecht» (Apk).

Dieser ganze 2. Teil ist eine Fundgrube für Anregungen, aus der auch die persönliche Schriftbetrachtung Nutzen ziehen kann. Wohltuend bei aller Fülle und Weite sind die schier unendlich vielen feinen Töne, etwa zu Röm 2,1-16 und 1 Kor 4,3-5: «Paulus versöhnt dort ziemlich subtil die Ungeschuldetheit der Gnade mit dem christlichen Verdienst oder Lohn» (136) - oder zu Phil 2,6-11: «Deshalb muß dem Geist des Hymnus und dessen paulinischem Verständnis zufolge eine protologische Präexistenz im strengen Sinn gemeint sein» (161) - oder die Verteidigung der tief jüdischen, palästinensischen Wurzeln des Joh-Ev (307ff) - oder die auch für den modernen Menschen sehr ansprechende Hinführung zum Logoslied im Johannesprolog - oder die kritische Distanz zur «theios aner» - Christologie (360f) - oder der Brückenschlag vom

Eph zur « politischen » Theologie (186) und von der Apk zur Befreiungstheologie (446) etc. - um nur ein paar Kostproben anzudeuten.

Darauf folgt eine mehr synthetische Zusammenfassung: « Gnadenerfahrung und ihre neutestamentlichen interpretativen Momente ». Sie ermöglicht es, Strukturelemente zur Orientierung der Christen von heute herauszulösen: Gnade als geschenkte und erfreuliche neue Lebensmöglichkeit, - Jesus als Gnade; der auferstandene Christus als Gnade. Die wichtigsten Schlüsselbegriffe des NT, Heil und Rettung, Entrissenwerden aus der Versklavung, Erlösung, Befreiung, Versöhnung, Genugtuung, Sühne, Sündenvergebung und viele andere werden unter schonender Rücksicht auf die Fassungskraft der Zielgruppe des Buches etwas aufgehell't. Das Thema wird mit « Lobpreis » und « Feier », zu der die Gnade drängt, mit einem Kapitel « Alles zur Einheit bringen » mit sehr schönen Darlegungen zu Schöpfung und Gnade abgerundet. Als Schlußstein wird ein Kapitel « Gott der Gnade, Jesus Christus und das Pneuma » eingefügt.

« Suchet zuerst das Reich Gottes... » leitet eine Untersuchung der lebensanschaulichen und anthropologischen Voraussetzungen des 1. Jh. n. Chr. ein und sucht die typisch christliche Reaktion herauszuschälen. Gesellschaftliche Strukturen, die Stellung zur politischen Macht, das soziokulturelle Element, die Stellung zu Israel, das alles kommt zur Sprache, wird erwogen, um den typisch christlichen Elan erkennen zu lassen.

Ein 23 Seiten umfassender 3. Teil konzentriert das Erarbeitete noch stärker und arbeitet 4 Strukturelemente der ntl. Gnadentheologie heraus, die bei einer zeitgemäßen Aktualisierung berücksichtigt werden müssen. Aus den Spitzenaussagen: Gottes eigene Ehre liegt im Glück und Heil der Menschen. Das Wesen der Geschichte Gottes mit den Menschen wird in der Person und im Leben Jesu erfahrbar. Das christliche Leben selbst muß und kann ein Gedächtnis Jesu Christi sein. Die Endvollendung... ist nicht von und aus dieser Welt.

Der 4. Teil geht nun voll und ganz auf die Probleme des heutigen Menschen ein. Verantwortung für die Zukunft, konservative und progressive Utopien u.a.

Sehr ausführlich, der tiefen Empfindung des Autors für das menschliche Leid entsprechend, die verschiedenen Einstellungen vor allem der Religionen zum Leid. Entscheidende Klarstellungen zum Thema Erlösung und Befreiung. Gott will kein Leiden von Menschen. Höhe, Breite und Tiefe menschlichen Heils (7 anthropologische Konstanten werden analysiert: Leib und Umwelt, Mitmensch, Institutionen, Kultur, Zusammen von Theorie und Praxis, das Religiöse, die Synthese dieser Konstanten).

Unter « Christliches Heil » werden Erwägungen zur Heilsgeschichte angestellt: O. Cullmann, W. Pannenberg, K. Rahner, J.B. Metz, H. Kuitert und die lateinamerikanischen Befreiungstheologen kommen zu Wort. Auch irdisches Heil wird als innerer Bestandteil der christlichen Erlösung gesehen. Das Verhältnis des christlichen Glaubens zur Politik wird befragt. Der Horizont des eschatologischen Heils wird eröffnet. Alle diese Themen werden ausführlich, für den heutigen Menschen gut lesbar und unter sehr vielen Aspekten behandelt, wobei in dem tief humanen Empfinden für Leid und Scheitern der Blick auf Jesus und seine erlösende Liebe vom Leser immer wieder wie eine wunderbar wirkende Medizin empfunden wird.

Aus dem Epilog: « Nur wenn wir, die Gläubigen, auch andere erfahren lassen können, worin wir Heil und Heilung in Jesus von Nazareth finden, wird es auch sinnvoll — und dann sogar notwendig —, weiter nach dem Verhältnis des Menschen Jesus zum lebendigen Gott zu fragen, nach Jesus, als dem den Tod überlebenden Sohn Gottes ... » (828).

Es folgen verdichtete Texte: Credo, Aufgang zur Eucharistie, Eucharistische Danksagung, Magnifikat.

Insgesamt: Der vorsichtige Versuch eines Gelehrten, mit allem Einsatz seines wirklich umfassenden Wissens und der Kräfte seines Herzens seine Mitmenschen, die die Ohnmacht Jesu existentiell erleben, zur Hoffnung zu führen. Denn gerade in dieser Ohnmacht « vollzieht Gott in dem Gottgetreuen sein Mysterium göttlichen Gelingens » (811). (Manche Seiten des Buches lassen die eigene Leiderfahrung des Verfassers ahnen). Heil von Gott her in Jesus. Eine Hilfe wohl besonders dort, wo die Kirche ihre Ohnmacht spürt.

In dieser Besprechung wurden einige Impressionen eingefangen. Eine ins Detail gehende Auseinandersetzung oder auch nur Beschreibung des immensen Inhalts würde vielleicht den Leser belasten und den Zugang zum Werk eher verschließen.

Linz

F. Huemer-Erbler

W.F. Moulton-A.S. Geden-H.K. Moulton, A Concordance to the Greek Testament, Edinburg ⁵1978 (Verlag T.-T. Clark), XVI+ 1110 Seiten, geb. £ 16,-

Es wird kaum einen ernsthaften Studenten des griechischen NT geben, dem die Konkordanz von Moulton-Geden-Moulton erst vorgestellt und mit der er erst vertraut gemacht werden müßte. Zu sehr hat sich seit der ersten Auflage von 1897 dieses Arbeitsmittel als brauchbar und notwendig erwiesen. In noch höherem Maß als früher gilt dies wohl im Zeitalter der redaktionsgeschichtlichen

Forschung, wo eine Konkordanz unschätzbare Dienste leistet, wenn es gilt, einigermaßen verläßlich Anhaltspunkte für die letzte Bearbeitung älteren Materials zu gewinnen. Obwohl man weiß, daß der Konkordanz der Text der Ausgabe des NT von Westcott-Hort aus dem Jahr 1881 zugrundeliegt, mit den Ergänzungen der 8. Auflage Tischendorfs und der englischen Revisoren, und neuere Handschriftenfunde dementsprechend nicht berücksichtigt sind, hat sich dieses Arbeitsmittel besonders im praktischen Gebrauch der durchschnittlichen exegetischen Arbeit als sehr nützlich erwiesen, auch wenn niemand bestreitet, daß die Einbeziehung anderer Textzeugen sehr wünschenswert wäre und in der Ausgabe von Aland (Vollständige Konkordanz zum Griechischen Neuen Testament) auch Berücksichtigung fand. Die Ersetzung des Westcott-Hort-Textes, der vom Erstherausgeber u.a. deshalb gewählt worden war, weil er in England damals der bekannteste war (VI), hätte eine grundsätzliche Neuerarbeitung verlangt, die sich in Anbetracht der erwiesenen Brauchbarkeit der längst zum Standardwerk gewordenen Konkordanz für den jetzigen Bearbeiter nicht zwingend ergab. Abgesehen von einigen Druckfehlerverbesserungen und einer verlängerten Abkürzungsliste erscheint der Hauptblock, wenn man vom verkleinerten und handlicheren Format absieht, unverändert. Neu und ein Gewinn gegenüber früheren Auflagen ist aber sicherlich der Anhang von 76 Seiten, in dem die Wörter ἀπό, εἰς, ἐκ, ἐν, ὅτι, οὖν und ὅν voll mit allen Stellen ausgedruckt sind, während früher in diesen Fällen nur die Stellen vermerkt waren. Dem neuen textkritischen Wissensstand entspricht dabei, daß als Textgrundlage des Anhangs die 3. Auflage des NT der United Bible Societies = ²⁶Nestle-Aland genommen wurde, während der Westcott-Hort-Text nur als Abweichung vermerkt ist. Die Seitenverweise auf Strongs Exhaustive Concordance to the English Authorized (King James) Version hätten sich im Blick auf einen internationalen Benützerkreis wohl erübrigt; davon abgesehen wird aber der günstige Preis, die Handlichkeit und die Verläßlichkeit innerhalb der angegebenen Grenzen dem Handbuch auch weiterhin weite Verbreitung und fleißige Benützung sichern.

Linz

A. Fuchs

Theologische Berichte. VII: Zugänge zu Jesus, Zürich-Einsiedeln-Köln 1978 (Verlag Benziger), 207 Seiten, kart. sfr 34,80

Fünf Forschungsberichte, die sich aus je anderem Blickwinkel mit neuerer Jesusliteratur befassen, verschaffen einen guten Überblick. Sie greifen ins volle Leben der Wissenschaft und des Glaubens.

Der erste Beitrag « Kontexte der Christologie » von D. Wiederkehr enthält eine Hinführung zu den Kontexten, aus denen die Entwürfe moderner Christologien entstanden und aus denen sie zu verstehen sind. Er behandelt mit Einfühlung Edward Schillebeeckx (Jesus im Kontext menschlicher Heilserwartung), Hans Kessler (Christologie im Kontext der Emanzipation und Befreiung), Johann B. Metz/Jürgen Moltmann (Christologie im Kontext der Leidenserfahrung), Hans Küng (Christologie im Kontext der christlichen Unterscheidung), Karl Rahner (Christologie im Kontext menschlicher Transzendenzerfahrung) und Walter Kasper (Christologie im Kontext der Geisterfahrung). Basistexte, Sekundärliteratur und Rezensionen werden angegeben. In diskreter Art erfolgt jeweils eine Stellungnahme, sei es Würdigung, kritische Anfrage oder das Aufzeigen zukunftssträchtiger Impulse. Schlußüberlegungen peilen neue Aufgaben und Perspektiven für die Christologie an.

Der zweite Beitrag « Jesus - marxistisch und tiefenpsychologisch » von W. Kern ist zusätzlich zur Bedeutung des Themas aus doppeltem Grund interessant: Einerseits wegen der exakten Kenntnis und sachgemäßen Darstellung sowohl der marxistischen als auch der tiefenpsychologischen Deutungen Jesu, andererseits wegen der bei aller illusionslosen (ab und zu lächelnden) Unterscheidungsfähigkeit des Verfassers doch immer wieder zutage tretenden Offenheit, Anregungen aufzugreifen und Zugänge zu Jesus zu erkennen. Stoffe: Jesu Exodus aus Gott ins Utopisch-Humane (E. Bloch); Jesus, Modell des unbedingten Anspruchs an den Menschen (V. Gardavský, L. Kolakowski, M. Machoveč); Der neue Jesus des alten « Histomat » (F. Belo); Jesus, der Bruder gegen den Vater (Im Gefolge von S. Freud); Jesus - die Macht über die Mächte (In C.G. Jungs Nachfolge); Jesus durchbricht den Bann der Gewalt (R. Girard).

Der dritte Beitrag « Katholische Jesusforschung im deutschen Sprachraum. 200 Jahre nach Reimarus » von J. Pfammatter zeichnet den Weg der neueren katholischen Jesusforschung nach und macht eine Bestandsaufnahme anhand einer repräsentativen Auswahl aus den Publikationen namhafter Autoren, angefangen von den « Arbeiten zur Methode der Rückfrage und zu den Kriterien zur Ermittlung des Echt-Jesuanischen » über die « Untersuchungen zur Logienquelle » bis zu den von Exegeten verfaßten (oder wenigstens von der Exegese stark beeinflussten) « Jesusdarstellungen ». Ein eigener Abschnitt wird dem Lebenswerk von A. Vögtle gewidmet, « Jesus Christus » von H. Zimmermann wird vorgestellt, Publikationen von Dogmatikern und Fundamentaltheologen werden gestreift. Es werden offene Fragen behandelt: Inwieweit ist die Jesusforschung

konfessionell unterschieden; hat nicht der kritische Zweifel seine eigene Problematik; bedarf es nicht einer beständigen Revision der Methoden? etc. Am Ende wird die Aussicht vermittelt, daß nach so vielen Vorarbeiten eine umfassende katholische wissenschaftliche Jesusdarstellung im Bereich des Möglichen läge. Insgesamt eine gründliche Orientierungshilfe auch für Seelsorger und interessierte Laien, wohl der wichtigste der « Zugänge zu Jesus ».

Der vierte Beitrag « Jüdische Zugänge zu Jesus Christus » von C. Thoma spürt den echten Problemknoten, die das Verhältnis des Judentums zum Christentum in Geschichte und Gegenwart bestimmen, nach, um die jüdischen Deutungen Jesu richtig einschätzen zu können. Er führt in den Rabbinismus ein, zeigt, wie rabbinische Beschwerden und Vorwürfe zu werten sind, behandelt 3 talmudische Beispiele ausführlich und zieht Folgerungen. Mittelalter, Neuzeit und moderne jüdische Autoren (J. Klausner, M. Buber, D. Flusser u.a.) werden vom Hintergrund und von den Motiven her gesehen. Komplexe Zusammenhänge zwischen Passion Christi, Progromen, Auschwitz werden einzufangen versucht (Hinweis auf M. Chagall, E. Wiesel u.a.), perspektivische Linien, die seit dem II. Vatikanum selbstverständlich sein müßten, werden sehr verfeinert weitergezogen, und Begegnungsmöglichkeiten, die durch genaues Studium des jüdisch-apokalyptischen und esoterischen Schrifttums entstehen, gezeigt. Der Beitrag vermittelt eine Ahnung von den großen Möglichkeiten gegenseitiger Bereicherung durch das Gespräch.

Der fünfte Beitrag « Leben mit Jesus, Versuche des Zugangs in neueren Jesus-Bewegungen » von K.H. Neufeld beeindruckt durch die Intuition für das Bleibende in der Offenheit für das Neue, durch den Blick in die Tiefe unter einer schillernden Oberfläche. Nach Hinführungen zum Phänomen und zum Thema (« Jesus - Bewegungen? », « Gesichter Jesu ») wird die « Konzentration auf Jesus », auf die lebendige Wirklichkeit, die er ist, auf seine Person, von der sich junge Menschen geliebt, verstanden erfahren, die ihnen gegenwärtig ist, geschildert. Er wird als Vorbild erkannt. Er wird als Freund erlebt und es wird auch eine Antwort geweckt. Die Jesuskenntnis entsteht durch die Erfahrung mit der Bibel in der Gemeinschaft. Gemeinsame Praxis des Christlichen und das Fest führen zur Erfahrung von Glück, Harmonie, Kommunikation. Die Schwierigkeiten im Bezug zur Welt werden gezeigt, die Angst, aber auch die Chance eines neuen christlichen Weltbezugs. Wieder: Überraschend neu erlebte Zugänge zu Jesus.

Linz

F. Huemer-Erbler

P. Schäfer, *Der Bar Kokhba-Aufstand. Studien zum zweiten jüdischen Krieg gegen Rom* (Texte und Studien zum Antiken Judentum, 1), Tübingen 1981 (Verlag J.C.B. Mohr), XVII+271 Seiten, geb. DM 118,-

Mit dieser Monographie, die aus zwei früheren Artikeln des Verfassers entstand, hat wohl mancher Leser ein anderes Buch vor sich, als er dem Titel nach erwartete. Sowohl der Haupt- wie der Untertitel lassen zunächst *historische* Studien zum genannten Thema vermuten. Der Autor macht aber dem Leser bereits in der Einleitung, in der er u.a. eine kurze Literaturübersicht bringt, klar, daß es gerade nicht sein Ziel ist, den vorhandenen Monographien oder zusammenfassenden Überblicken, unter denen er neben E. Schürer, *Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi*, Hildesheim 1970 vor allem J.A. Fitzmyer, *The Bar Cochba Period*, in: J.L. McKenzie (ed), *The Bible in Current Catholic Thought*, New York 1962 hervorhebt, noch eine weitere solche Abhandlung anzufügen. Statt dessen verweist er darauf, daß die Quellenlage zur Erforschung dieses zweiten jüdischen Krieges (ca. 132-135) schlecht ist und die von manchen Forschern sehr voreilig und unkritisch gewonnenen Resultate und Rekonstruktionen auf sehr schwachen Füßen stehen. Dazu kommt, daß noch gar nicht alle Quellen ediert sind (Bar Kochba-Briefe) und auch das Bild der jüdischen Geschichte im 2. Jh. n. Chr. viel zu lückenhaft ist, um eine umfassendere Rekonstruktion des Bar Kochba-Krieges zu erlauben. Schäfer geht deshalb den Weg der «Destruction» seiner Quellen, d.h. er hinterfragt die Texte daraufhin, was sie ihrer wirklichen Aussageintention entsprechend tatsächlich über das vom Autor bearbeitete Thema verlauten lassen. Er tut das in acht Kapiteln, die die Probleme der Chronologie, die Ursache des Aufstandes, die Person Bar Kochbas, die Frage einer Rückeroberung Jerusalems durch die Aufständischen mit einem eventuell versuchten Neuaufbau des Tempels, die lokale Ausdehnung des Aufstandes, die Eroberung von Bethar, die Verfolgung durch Kaiser Hadrian und das positive Hadriansbild in der rabbinischen Literatur behandeln. Die Analysen sind sehr intensiv und detailliert, vor allem aber für Judaisten von Interesse. Für dieses Fachgebiet dürfte sich die Studie als unentbehrlich herausstellen.

Linz

A. Fuchs

P. Schäfer (Hg), *Synopse zur Hekhalot-Literatur* (Texte und Studien zum Antiken Judentum, 2), Tübingen 1981 (Verlag J.C.B. Mohr), XXV+299 Seiten, geb. DM 298,-

Diese Synopse ist die erste Publikation eines Projektes, das von der DFG finanziert wird und die Erforschung der esoterischen

Literatur des rabbinischen Judentums zum Ziel hat. Eine Konkordanz zu dem Material ist ebenfalls in Vorbereitung. Geplant sind weiters eine Übersetzung und eine literar- und redaktionskritische Analyse der sehr schwierigen und bisher kaum zugänglichen Texte.

Wie der Herausgeber in der Einleitung mitteilt, werden in der Synopse nicht endredigierte Schriften, sondern der Text der entsprechenden Handschriften gedruckt, weil die verschiedenen Schriften ein oft sehr spätes und teilweise künstliches Endprodukt eines langen Entwicklungsprozesses darstellen, in dem zum Teil schon die Handschriften selbst sehr korrupt sind und keine kritische Ausgabe mit einem bestimmten Grundtext ermöglichen. Noch weniger wäre es vertretbar gewesen, einen eklektischen Text zu erarbeiten in dem Sinn, daß jeweils der « bessere » Wortlaut als Basis genommen und andere Handschriften oder Lesarten im Vergleich dazu zurückgestellt worden wären. So blieb nur der Ausweg, die tradierten Texte selbst mit allen Wiederholungen, Überschneidungen, korruptem Wortlaut etc. wiederzugeben und das kritische Urteil dem Leser zu überlassen.

Für den Druck wurde der Wortlaut in einem dreifachen Arbeitsgang von verschiedenen Mitarbeitern kontrolliert, um die Fehlerrate möglichst herabzusetzen; die Gliederung in Abschnitte ist ebenfalls weithin technisch bedingt und erhebt keinerlei Anspruch auf eine Strukturanalyse. Auf einen Kompromiß mußte sich der Herausgeber auch bei der Textfolge der Handschriften einlassen, da die verschiedene Materialanordnung in den einzelnen Handschriften keinen identischen Paralleldruck gestattete. Aus diesem Grund wurde das umfangreiche New Yorker Manuskript als Basis genommen und Parallelen aus den übrigen Handschriften danebengestellt. Petitdruck zeigt dabei an, daß die Reihenfolge der Stücke in den anderen Texten verschieden ist. Zusätzliche Quellenverweise ermöglichen ein Auffinden aller weiteren verwandten Passagen.

Abgesehen von diesen technischen Fragen bot die Auswahl der Hekhalot-Literatur ein Problem. Der Herausgeber hat seiner Synopse nicht das gesamte Hakhalot-Schrifttum zugrundegelegt, sondern sich auf die edierten Handschriften beschränkt. Sie umfaßt konkret Hekhalot Rabbati, Hekhalot Zutrati, Maaseh Merkavah, Merkavah Rabbah, Henoch, Shiur Qomah, Seder Rabba deBereshit und Harba de Moshe. Nicht enthalten sind Reuyyot Yehezqel, die Hs-Fragmente der Kairoer Geniza, Masekhet Hakhalot, Sefer-ha-Razim, die Fragmente zur Physiognomik und Chiromantik und Pereq Shirah.

Zugrundegelegt wurden von Schäfer die Handschriften New York 8128, Oxford 1531, München 40 und 22, Dropsie 436, Vatikan

228 und Budapest 438, die der Herausgeber auch in allen Details beschreibt. Den Abschluß bilden Erläuterungen zur Edition der Handschriften im einzelnen.

Mit diesem zweiten Band der Texte und Studien zum Antiken Judentum ist dem Autor und den Herausgebern ein weiterer gründlicher Vorstoß in ein bisher unaufgearbeitetes und den meisten wenig vertrautes Arbeitsgebiet gelungen, das die Voraussetzung dafür bietet, daß weitere Studien noch mehr Licht in das Dunkel der rabbinischen Literatur bringen können.

Linz

A. Fuchs

M. Grant, Jesus, Bergisch Gladbach 1979 (Verlag G. Lübbe), 334 Seiten, geb. DM 38,-

Dieses Leben Jesu des bekannten Schriftstellers M. Grant ist das Werk eines theologisch sehr belesenen Autors, dem jedoch durchgehend wissenschaftliche Akribie und Sorgfalt, vor allem aber jede exegetische Methode fehlen und der nur vom Standpunkt des historisch interessierten Laien aus schreibt. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn es trotz aller Anregungen, die man in diesem Buch findet, zu Fehlschlüssen und Fehlinterpretationen kommt. Wegen der häufigen Denkanstöße und ungewohnten Aussagen, denen man in diesem Buch ebenfalls begegnet und die vielleicht seine eigentliche Bedeutung ausmachen, ist diese Monographie aber idealer Ausgangspunkt für eigenes Nachdenken oder wissenschaftliche Auseinandersetzung, die jedoch mit anderen Methoden erfolgen muß als der Verfasser meint. Im angegebenen Sinn und mit den erwähnten Vorbehalten ein sehr lesbares Buch.

Linz

A. Fuchs

M. Grant, Herodes der Große. Genie der Macht am Wendepunkt der Weltgeschichte, Bergisch Gladbach 1982 (Verlag Lübbe), 351 Seiten, kart. DM 9,80

Sehr subjektives, breites Zeitgemälde. Trotz vieler sachlicher Details von keinem wissenschaftlichen Wert. Ohne Sorgfalt gedruckt (Satzzeichen, Partha [40] statt Parther, etc.).

Linz

A. Fuchs

POSSESSIONS AND THE POOR IN LUKE-ACTS

David Peter Seccombe

The aim of this study has been to discover and relate to each other the various messages Luke intends with the large quantity of material on possessions and the poor he has included in the Gospel and Acts. Conclusions are also drawn regarding the self-consistency of his material and its destination and purpose.

Chapter 1 is an introduction to previous study of these problems, and defines the questions with which this study is to deal and the method to be employed.

Chapter 2 argues that "the poor" in Luke 4,18; 7,22; 1,52 and 6,20 is a characterization of Israel in its great need for salvation, and not at all a socio-economic category. An initial understanding of "the poor" as suffering Israel develops in the Gospel to a notion of the poor as the true Israel who are willing to identify with the suffering Son of man.

Chapter 3 shows that the passages in the Gospel which contain the idea of renunciation of possessions (14,25-35; 18,18-30) are not intended to convey an ideal of poverty or teach a general demand for total renunciation, but to indicate the limitless character of true discipleship.

Chapter 4 examines those passages which offer guidance for the Christian's ongoing attitude to and use of possessions. It argues that Luke's ethical understanding is consistently influenced by his conviction of the *reality* of the coming Kingdom of God. Luke 12,13-34 and Luke 16 are treated, as well as the place of charity, the literal poor, and stewardship in Luke's thinking.

Chapter 5 argues that Luke's description of the Jerusalem church in Acts are primarily apologetic, intended to establish the authenticity of the Christian church as the community of God's people. Secondly, however, it presents an embodiment of a present anticipatory realization of the life of the future Kingdom.

Chapter 6 draws together and relates the various parts of the study.